Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 41 Leipzig, den 13. Oktober 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das höchste Gut — Das Ironische in Jesu Stellung und Rede: 3, 4 und 5 — Die deutsche Kolonialschule — Hohenzollern am heiligen Grabe — Aesthetische Randglossen — Verschiedenes: Rechte und Pflichten der Kritik; Deutsche Lyrik von Heute und Morgen; Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper; Oberkonsistorialpräsident D. Adolf von Stählin; Zu dem heutigen Beiblatt der Herren Greiner und Pfeiffer — Anzeigen

Das höchste Gut

Lukas 14, 16—24

Bei der Behandlung des Gleichnisses vom großen Abendmahl pflegt man vor allem auf die dem Leben abgelauschten Ausreden der zuerst Geladnen zu achten. Aber wenn wir die Erzählung geschichtlich würdigen, dann liegt der Nerv darin, daß die zuerst Gebetnen, von denen man ein sicheres Kommen erwarten konnte, ausbleiben, dagegen Andre ihren Platz einnehmen, die erst in zweiter Linie ein Recht auf Berücksichtigung gehabt hätten.

Wen meint Jesus mit den zuerst Geladnen? Das waren die wohlgesinnten, bessern Leute im jüdischen Volk. Mit diesen hatte er keine günstigen Erfahrungen gemacht. Sie haben keinen Sinn für seine Sache, denn sie haben den Kopf voll von Angelegenheiten ihres Besitzes, ihres Berufs und ihrer Familie. Wenn sie fromm sind, dann sind sie es, weil sie Gott wohl gebrauchen können als Hüter ihrer Habe. Nach dem Gott, der die Seele heilen will, fragen sie nicht. Für das Heil, das in Sündenvergebung, Herzenserneuerung und ewigem Leben in Gott besteht, haben sie keine Verwendung. Eine Religion, die ihnen ein ewiges Himmelreich geben und sie dadurch gleichgiltig gegen ihre Kapitalien und sogar ihre Familie machen will, ist nicht für sie. Auf ihr träges Hangen an irdischen Dingen führt es also Jesus zurück, wenn er bei den Bauern, Handwerkern und Bürgern mit seiner Verkündigung nicht den erwarteten Anklang findet.

Dagegen erlebt Jesus das Wunder, daß seine Predigt Boden fand, wo Niemand dachte. Die Geringen und Verachteten, die ausgestoßenen Glieder der Gesellschaft und der Kirche streckten ihre Hände nach ihm aus. So rückten die Besitz- und Ehrlosen an die Stelle ein, wo Bildung, Ehre und Besitz hätte prangen können. Denn diese Leute hatten ein Verständnis für seine Gaben. Sündenvergebung — das war Vielen ein Gegenstand ihres Sehnens, eine Wiederherstellung ihrer Ehre bei Gott und vor ihrem Gewissen; Herzenserneuerung — manche unter diesen Leuten mögen einen wirklichen Ekel vor dem Schmutz empfunden haben, in dem sie lebten, und ein Verlangen nach einer reinern Luft. In diesen Kreisen fand Jesus die leeren Hände, die er zu seinen vollen suchte. So baute er den Auswurf der alten Religion ein in seine neue. Das Himmelreich ging an den Häusern der Ehrbarkeit vorbei und fand eine Behausung bei bankbrüchigen Existenzen.

Es ist wiederum ein sehr schriller Ton, der durch dieses Gleichnis hindurchgeht. Ohne weiteres wollen wir durch unsre heutige kirchliche Gemeinschaft nicht denselben Laut erklingen lassen: wo man das Himmelreich erwartet zu finden, da ist es nicht; aber wo man es nicht sucht, da kommt es hin. Dazu hat die christliche Kirchengemeinschaft eben doch zu viel von Christus selbst. Aber eine Warnungstafel ist in unserm Gleichnis aufgerichtet. Wir haben auch zuerst Geladne, denen das Himmelreich verschlossen bleiben kann. Es sind Leute, die von Jugend auf in christlichen Gedanken und kirchlichen Gewohnheiten herangewachsen, aber nie des eigentlichen Kernes unsrer Religion teilhaftig geworden sind. Zwar glauben sie Christus zu kennen und zu lieben; aber wenn er einmal wirklich an sie herantritt, der echte Christus, wie er war, dann wollen sie nichts von ihm wissen. Denn der ist nicht so lieblich und süß, wie ihn die Alltagsmaler zeichnen, nicht ein Gegenstand für trauliches Minnespiel, wie ihn die Dichter schildern, sondern er ist groß und streng. Er will das Himmelreich als das höchste Gut schenken, das in Sündenvergebung, Herzenserneuerung und ewigem Leben besteht, aber dafür verlangt er einen innerlichen Verzicht auf alle andern Güter. Da käme es heraus, daß vielen Gottesfreunden Gott nur als Bürge ihrer irdischen Interessen wichtig ist. Ihre Vorliebe für die Güter der Welt macht sie gleichgiltig gegen das höchste Gut, anstatt daß dieses sie gegen jene gleichgiltig machen sollte. Kein innerlich Bedürfnis zieht sie zu den Gütern des Himmels hin, sie, die ja keine Schuld, keine Sünde und kein Verlangen nach einem reichern und wahrern Leben haben.

Aber stehen wir, die wir wissen, was Christentum bedeutet, nicht in ähnlicher Gefahr? Zu wissen, daß es Sündenvergebung, Herzenserneuerung und ewiges Leben bringt, heißt noch lange nicht, diese Dinge selber empfangen. Ist es denn nicht möglich, daß uns über dem vielen Reden von diesen Gütern sie selber zwischen den Fingern durchschlüpfen? Mag nicht Manchen die Freude an der Erkenntnis dieser Güter und ihrer Zusammenhänge die Einladung zu ihrem Genuß selber vergessen lassen, wie die Gestalten des Gleichnisses über ihren Angelegenheiten das Mahl verschmähten? — Wir müssen uns dringend warnen vor der Gefahr, daß wir, die wir Christus kennen, ihn selbst verlieren mit seinem Geist und Gaben.

Vielleicht können wir einmal an den Tischen des Himmelreichs Leute finden, die wir mit Entrüstung wegjagen würden, wenn sie der Herr nicht selbst geladen hätte. Leute, die wir außerhalb der Kirchenmauern an Hecken und Zäunen gesehen haben: Sträflinge und Gefallne, die auf einmal ein Verlangen nach einem andern Leben bekommen, Aristokraten der Seelenbildung, die müde des Strebens nach Selbstvervollkommnung und überdrüssig der eignen Bemühungen um Tilgung des Schuldbewußtseins ein Verständnis dafür bekommen, daß nur ein Wille außer uns, der größer ist als wir, uns bessern, und nur auf das Wort einer sittlichen Autorität hin Friede in die vom Schuldgefühl gereinigte Seele einziehen kann. Die kommen zum Mahl des Himmelreichs, und wir säßen daneben. Wir blieben daheim und kochten uns in unsern Töpfen eine magere Brotsuppe von den Krusten der Güter dieses Leben. Es geschieht uns recht, wenn wir kein höheres Verlangen haben. Zwar wird man gleich satt an des Königs Tafel und aus des Bettlers Teller; aber es kommt nicht auf das Gefühl der Sattheit, sondern auf die Speise an; denn diese muß nähren und kräftigen. Drum wollen wir der Einladung des Gastgebers willig

folgen, um den Segen der Seligpreisung zu ernten: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Niebergall

Das Ironische in Jesu Stellung und Rede

3

Wie in diesen Auseinandersetzungen mit den Pharisäern die Ironie unverkennbar ist, so meine ich etwas von Ironie auch in seinen Reden über den Reichtum und die Reichen durchklingen zu hören. Geld und Gut, das ist ihr Schatz, ein gewisser und reeller Schatz, so meinen sie; und sie dünken sich klug ob ihrer wahren Schätzung der Dinge: sie seien für das Reelle, und darum kämen sie zu Etwas in der Welt, wogegen denn so ein närrischer Idealist, der mit seinen Gedanken in einer andern geträumten Welt einheimisch sei, in der wirklichen Welt freilich eine klägliche Rolle spiele.

So ist auch hier durch die Natur der Dinge ein ironisches Verhältnis gegeben: Jesus steht vor den klugen Leuten, die das Ihre zusammenhalten und durch Umsicht das Gut mehren, als ein Narr da, wie denn die Folgen dieser Narrheit sichtbar genug sind; er selbst weist einmal, doch wohl nicht mit pathetischer Sentimentalität, sondern mit einem Anflug von Humor, auf seine Armut hin: Die Füchse haben ihre Löcher, und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt auf dem Eignen hinlegen könnte.

Aber auch hier wird die scheinbare, ihrer selbst so gewisse Weisheit, die Weisheit der großen Rechner und Geldprotzen zu Schanden vor der Narrheit, die die wahre Weisheit ist, ganz ebenso wie oben die Gerechtigkeit des Gesetzrechners und Tugendprotzen vor der menschlich-milden Deutung des Gesetzes und der vergebenden Liebe zu Schanden wurde. Hier ist es der Tod, der große Lehrer, der die Sache ans Licht bringt. So in der Rede von dem reichen Manne: seine Felder hatten wohl getragen; mit Umsicht sorgte er für die Sicherung des Ertrags in neuen Scheunen; dann redete er sich selber zu: Liebe Seele, du hast nun viele Güter, Vorrat auf viele Jahre; nun gönne dir die wohlverdiente Ruhe, iß und trink und genieße des Guten. Aber Gott sprach: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele abfordern; wem wird dann gehören, was du erworben hast? — So geht es dem, fügt Jesus hinzu, der sich Schätze sammelt, und ist nicht reich bei Gott (*μὴ πλουτῶν εἰς θεόν*, Luk. 12, 16). Wie thöricht sind sie doch in Wahrheit, jene klugen Leute; statt sich gewisse Schätze für die Ewigkeit zu sammeln, die gewiß kommt, sammeln sie Schätze, die der Rost und die Motten fressen, da die Diebe nachgraben, auf Tage, von denen sie nicht wissen, ob sie sie erleben werden. Und könnten sie nicht alle Tage sehen, wie unnötig dieses Sorgen und Scharren ist? Die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, sie verlassen sich darauf, daß Gott sie ernährt, und sie finden täglich ihr Futter; die Lilien des Feldes, sie spinnen nicht und weben nicht, und Gott kleidet sie viel herrlicher als Salomon selbst, der Künstler des Prunks, gekleidet war. Also, der das Leben gab, giebt auch die Notdurft; wozu das Scharren?

Aber damit nicht genug. Das Raffen und Scharren ist nicht bloß unnötig und vergeblich: der Reichtum wird leicht, ja fast notwendig verderblich; das Genußleben, zu dem er verführt, erstickt die Sorge um die ewigen Güter, die fette Sattheit, die es erzeugt, endet mit furchtbarem Erwachen. So zeigt es das Evangelium vom reichen Manne und vom armen Lazarus. Zuerst wird er uns in seinem Wohlleben, im Gegensatz zu dem Elend des Armen, vorgestellt. Dann kommt der Tod; Lazarus stirbt und wird im Winkel begraben, aber die Engel tragen ihn in Abrahams Schoß. Der reiche Mann stirbt auch und wird begraben, mit großer Pracht und viel Rühmens in einem schönen Leichensermon, dürfen wir annehmen, denn er lebte und ließ leben. Dann aber kam das Erwachen in der Hölle und in der Qual. Wie steht es nun mit der Klugheit des großen Rechners und Finanziers? Hat er sich nun am Ende doch verrechnet?

Es klingt in diesen Reden, meine ich, ein wenig von dem ironischen Humor der Totentänze an. Man nehme die gleichmütige Gelassenheit, womit Vater Abraham mit dem Manne in der Hölle sich unterredet: Gedenke, mein Sohn, du hast dein Gutes empfangen im Leben, Lazarus aber hat Böses empfangen. Es ist billig, als guter Rechner mußt du selbst es sehen, daß jetzt ein Ausgleich stattfindet. Es ist dieselbe Gelassenheit, um nicht zu sagen, dieselbe grotesk-ironische Höflichkeit, womit auf jenen Bildern der Tod die Reichen und Großen, die sich eben an der Tafel des Lebens gütlich gethan, einladet, nun auch mit ihm ein Tänzchen zu thun.

In diese Reihe scheint mir auch die Rede von dem ungerechten Haushalter (wieder bei Luk. 16, 1 ff.) zu gehören. Es wird Nichts hindern zu denken, daß sich eine derartige Geschichte wirklich zugetragen hatte und noch im Munde der Leute war: ein Verwalter, der wegen Untreue weggejagt werden soll, hatte im letzten Augenblick noch seine Stellung benutzt, um sich auf die angegebne Art durch Wohlthaten mit gestohlnen Gütern für die Zukunft zu versichern. Jesus benutzt das witzig-listige Verfahren des Mannes, um daraus in witzig ironischer Form eine Lehre für seine Umgebung zu ziehen: Wenn doch auch ihr mit dem ungerechten Mammon so zu spekuliren verstündet auf den Himmel, wie jener auf die Erde. Der Mammon ist ja an sich ungerecht, er gehört dem Fürsten dieser Welt; der Reichtum stammt aus Unrecht, aus Gewalt, List, Ausbeutung, denn wer vermöchte als Einzelner mehr als des Leibes Nahrung und Notdurft zu erarbeiten? und er dient zum Unrecht, zur Herrschaft und Unterdrückung des Nächsten: offenbar also ist er des Teufels. Und nun seht: mit des Teufels Gut könntet ihr dem Teufel einen Tort anthun, indem ihr es zu Wohlthaten verwendetet und euch damit einen Schatz im Himmel sammeltet, es gleichsam bei Gott anlegtet (*πλουτεῖν εἰς θεόν*). Aber, ihr thörichten Leute, statt euch Freunde mit dem Mammon zu machen und ihn in Anlagen für die Ewigkeit auszuthun, verfeindet ihr euch darum untereinander und mit Gott. Wahrlich, die Söhne dieser Welt sind klüger als die Söhne des Lichts auf ihre Art. Jene verstehen sich doch darauf, mit dem Mammon sich Genuß und Freunde zu machen; aber diese? Sie wissen es, daß sie sich mit Almosen einen Schatz im Himmel sammeln könnten, aber statt ihre Habe zu verkaufen und den Armen zu geben und sich damit »Beutel zu erwerben, die nicht alt werden, und einen Schatz im Himmel, wo kein Dieb hinkommt und keine Motte zerstört« (Luk. 12, 33), — statt dessen scharren sie zusammen und vergraben den Mammon im Schweißtuch, sodaß sie selber nichts davon haben und Andre nichts, nichts als am letzten Ende das Gericht, das über den faulen Knecht ergeht, der das anvertraute Pfund in der Erde vergraben hatte.

Hier mag nun auch die Geschichte vom Zinsgroschen (Mark. 12, 13 ff.) angereiht sein. Die Pharisäer kommen mit Anhängern des Herodes, des Repräsentanten des nationalen Königtums, und bringen eine wichtige Frage vor Jesum, es ist die große national-politische Frage: Ist es recht, dem Kaiser, dem Fremden, dem Heiden, die Steuer zu zahlen? Jesus sieht die List, aber er thut, als ob er die Frage ganz ernst nähme; er bittet sich die Münze aus, worin die Steuer zu entrichten ist. Auf sie blickend sagt er wie überrascht: Da ist ja ein Bild darauf und eine Aufschrift, wessen sind die? Sie antworten: des Kaisers. Nun, ihr Schlauberger (*ὑποκριταί*), erwidert er mit einem Lächeln siegreicher Ueberlegenheit, dann hätten wir ja nicht nötig gehabt, uns soviel Umstände und Kopfzerbrechen zu machen: dann gebt doch dem Kaiser, was des Kaisers ist; laßt ihn dahinnehmen, was ihm schon gehört. Und nun geht er aus dem halb unwilligen, halb scherzenden Ton zu großer Ernsthaftigkeit über und fügt hinzu: vergeßt nicht das Wichtigere: gebt Gott was Gottes ist. Das sollte ja die große Sorge sein. Mit dem Kaiser, dem Herrn dieser Welt um die Steuerpfennige rechten, das zur großen Frage des Volkslebens machen, das können doch nur Leute, die so blind sind und sich so klug dünken als ihr Pharisäer.

Wobei denn einleuchtet, daß, wenn die Geschichte so richtig gelesen wird, die sie nicht richtig verstehen, die auf die erste Hälfte jenes Wortes den Nachdruck legen, als ob Jesus hier vor allem die Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit habe befehlen

wollen, mit gebietender Hebung der Stimme ausrufend: So thut gegen den Kaiser eure Schuldigkeit, um dann mit sinkender Stimme hinzuzufügen: und gebt Gott, was Gottes ist. Sondern die Stimmung, aus der die Worte gesprochen sind, ist die Stimmung der vollkommnen Geringschätzung des Mammons und der Gleichgiltigkeit auch gegen das Reich dieser Welt und seines Herrn, der dem Gelde sein Bild aufdrückt. Mit einem Lächeln, in das ein wenig von Unwillen und Verachtung gemischt ist, ist die erste Hälfte gesprochen: verschont mich mit diesen Nichtigkeiten! Mit demselben Lächeln, womit er ein andermal das Richteramt in einem Erbschaftsstreit ablehnt: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt (Luk. 12, 13)? Was gehen mich diese Händel um das unendlich Kleine an, seien es nun Händel zweier Brüder um ihren Anteil am väterlichen Erbe oder Händel der Könige um Länder und Steuern?

So ist das innere Verhältnis Jesu zu den irdischen Dingen ein Verhältnis erhabner Gleichgiltigkeit, „heiliger Indifferenz.“ Tritt er damit der Selbstgewißheit, womit die Menschen und vor allem die Reichen und Großen diese Dinge als die absolut wichtigen nehmen und behandeln, gegenüber, so entsteht notwendig die ironische Stimmung; sie bildet, meine ich, einen Einschlag aller seiner Aeußerungen über weltliche Angelegenheiten, besonders auch über den Reichtum. Hätte man dies beachtet, so hätte man niemals jene Stelle: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme (Matth. 19, 24) mit absurden Verbesserungen gequält. Die groteske Komik des Bildes bricht aus der ironischen Stimmung unmittelbar hervor, ganz so wie in der Stelle: ihr seihet Mücken und verschlucket Kamele (Matth. 23, 24).

4

Einen Anklang jener ironischen Stimmung meine ich endlich auch noch aus seinem Verhalten gegen seine Richter herauszuhören. Das objektive Verhältnis hat auch hier etwas Ironisches: der Mann, der das Bewußtsein hat, der Sohn des Vaters, des Königs über alle Könige zu sein, der durch ein Wort eine Legion Engel zu seiner Verteidigung herbeirufen könnte, er steht vor den großmögenden Vertretern der geistlichen und weltlichen Gewalt als ein armer Angeklagter, jeder Insulte der Uebermacht preisgegeben. Aber er weiß, es muß sein: durch Leiden und Tod geht für ihn der Weg zum Sieg und zur Herrlichkeit.

Von dem Hohenpriester und der geistlichen Gewalt wird der Fall sehr ernst genommen. Es steht bei ihm längst fest: der Mann muß sterben, sonst bricht alle Ordnung unsrer alten, von Gott gestifteten Theokratie zusammen, und das Volk geht am Anarchismus zu Grunde. Seine Untersuchung im Verhör geht allein darauf aus, einen ostensibeln Grund für das Urteil herauszubringen. Die Sache will lange nicht recht gehen, da erhebt sich der Hohepriester zu einem letzten Hauptangriff: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du der Christus bist, der Sohn Gottes? Worauf Jesus, der bisher stillschweigender Zuschauer der Vorgänge gewesen war, doch wohl mit einem Anflug von mitleidig-ironischem Lächeln antwortet: Du sagst es! du sagtest mir ja vor, was ich antworten soll, ich weiß wohl, du brauchst die Antwort zu deinen Zwecken; also: du hast es gesagt. Nun aber will ich noch etwas sagen, und das klingt euch vielleicht minder erwünscht als die »Gotteslästerung«, die ihr eben mit solcher Genugthuung aus meinem Munde gehört habt: binnen kurzem werdet ihr des Menschen Sohn zur Rechten der Macht sitzen und kommen sehen auf den Wolken des Himmels.

Anders lag die Sache vor dem Richterstuhl des Pilatus. Dieser sah, daß sie Jesum aus Neid und Niedertracht verklagten, er suchte ihn mit Glimpf loszubringen. Seine erste Frage: Bist du der König der Juden? dürfen wir doch wohl als eine negative Suggestivfrage lesen: du armer Narr, der du da gebunden vor mir stehst, du wirst dich doch wohl nicht zum König dieses Landes, einer Provinz meines allergnädigsten Herrn, des römischen Kaisers machen wollen? Aber Jesus antwortete, den dargebotnen Ausweg verschmähend, einfach bejahend: du sagst es. Und damit hat er vor Pilatus das letzte Wort gesprochen; auf alle weitern Fragen antwortete er, nach dem Bericht der

Synoptiker, auch nicht ein Wort, also daß sich Pilatus sehr verwunderte; so war noch kein Angeklagter vor ihm gestanden. Der Blick aus dem bleichen Gesicht Jesu wird ihm verständlich genug gesagt haben: ich sehe ja deine Verlegenheit, du armer Mann, der du hier die höchste irdische Gewalt vorstellst; du möchtest gern gerecht sein, aber du möchtest auch gern mit aller Welt gut Freund bleiben; das ist denn freilich eine in diesem Falle unlösbare Aufgabe. Also, du thust mir leid, aber ich kann dir hierin wirklich nicht helfen.

Pilatus suchte eine Weile zu laviren; zuletzt dachte er noch mit dem Barabbas ein Tauschgeschäft zu machen. Aber auch das gelang nicht; dieses furchtbare Volk ließ nicht von seiner Beute. Und dann wurde er doch allmählich durch das Verhalten des obstinaten Angeklagten ein wenig gereizt: Siehst du denn nicht, spricht er bei Johannes, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und dich loszulassen? Und so kam es denn endlich zu dem Schluß, zu dem es, wie Jesus von Anfang an sah, notwendig kommen mußte, zum Todesurteil. Woher hätte dieser Pilatus, auch wenn er ihm die Handhabe zur Lossprechung gegeben hätte, die Kraft und den Mut nehmen sollen, der tobenden Volkswut zu widerstehen? Und so schlug man ihn ans Kreuz, mitten zwischen zwei Uebelthätern, einen zur Rechten, einen zur Linken, daß ihm auch im Tode die Gesellschaft, die er im Leben aufgesucht, die Gesellschaft der Sünder nicht fehle, daß ihm auch im Tode die ungeheure Ironie bleibe: der Schuldloseste und Reinste der Menschenkinder unter die Uebelthäter gerechnet. So war ihm im Leben geschehen, so geschah ihm im Tode.

5

Und, seltsam genug, auch nach dem Tode hat das Ironische von ihm und seinem Werke nicht weichen wollen. Das Christentum ist bis auf diesen Tag das große Paradoxon der Welt. Man sagt: die Religion Jesu habe die Welt erobert. Es ist wahr, an allen Orten sehen wir jetzt die Herren und Großmögenden sich zu dem Glauben an Christus bekennen. Dagegen haben sich die kleinen Leute, das Volk, die Massen, die Zöllner und Sünder, die ihm einst nachgingen, jetzt vielfach von ihm abgewendet; sie wollen vom Christentum nichts wissen, es sei die Herrenreligion, sagen sie, aber nicht die Religion der armen Leute.

Eine seltsame Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses! Und seltsam würde wohl auch Jesum, wenn er wiederkehrte und das Christentum, wie es nun in der Welt ist, betrachtete, Manches darin anmuten. Wenn er einmal den Beratungen im Kabinett dessen, von dem geglaubt wird, daß er sein Stellvertreter auf Erden sei, oder auch den Verhandlungen unsrer Generalsynode beiwohnte, oder wenn er eine Tageszeitung, die sein Zeichen, das Kreuz an der Stirn trägt, in die Hand nähme und durchläse, vom Leitartikel der ersten Seite über die Notwendigkeit des christlichen Glaubens für die Erhaltung der irdischen Königreiche bis zu den Anzeigen auf der letzten Seite, die zum Genuß aller Freuden der Reichshauptstadt einladen: ob nicht manchmal wieder jenes ironische Lächeln um seine Lippen spielen würde, als wollte er sagen: Also so hoch bin ich zu Ehren gekommen auf Erden? Das hätte ich wahrlich nicht gedacht. Freilich, das Christentum hätte ich mir eigentlich etwas anders vorgestellt. Indessen, ihr müßt es ja wohl wissen. Und ich will Niemand wehren, mein Jünger zu sein; wer nicht wider mich ist, der ist für mich! Nur daß die kleinen Leute so beiseite stehen, das will mir nicht in den Sinn.

Friedrich Paulsen

Die deutsche Kolonialschule

Nach dreijähriger mühsamer Arbeit, von der die Christliche Welt wiederholt Einiges berichtet hat,*) ist nun endlich der erste greifbare Erfolg geschaffen; durch Pachtung der Domäne Witzenhausen an der Werra hat der Plan einen festen Rahmen bekommen, und bereits sind die nötigen Einrichtungen, Bauten u. s. w. im Werke.

*) Vergleiche im laufenden Jahrgang Nr. 19.

Der erste Aufsatz der Christlichen Welt (vgl. Jahrgang 1894, Nr. 46) über deutsch-evangelische Kolonialaufgaben und Arbeiten in Afrika enthielt schon einen Hinweis auf die eigenartigen Bedürfnisse, die zur Gründung der deutschen Kolonialschule geführt haben. Der letzte Jahresbericht*) des Rheinischen Verbandes vom Evangelischen Afrikaverein, auf den wir unsre Freunde zu genauerer Kenntnisnahme aufmerksam machen möchten, sagt über die Vorgeschichte:

Mancherlei ernste Vorfälle in den Kolonien, Klagen über Mangel an Vertrauen zu unsern Kolonialarbeitern, Gedanken über die sichtliche Unmöglichkeit, deutsch-evangelische Afrikaarbeit zu thun ohne die tüchtigen Männer, die im Sinne eines Livingstone den Beruf als Kulturpioniere drüben übernehmen, dies alles in Verbindung mit einem Hinweis auf eine freilich nur dem Hörensagen nach bekannte Plantagengärtnerschule in Holland hatte in mir den Plan gereift, aus dem Rheinischen Verbande heraus eine Kolonialanstalt zu gründen, die für die Arbeiten und Bestrebungen des Evangelischen Afrikavereins das würde, was die Missionsanstalten für die Missionsarbeit sind, also eine Anstalt als Pflanzstätte deutsch-evangelischer Kulturpioniere. Gerade in jener Zeit war zudem die katholische Missionsarbeit Deutschlands in auffallend aufsteigender Linie; man gründete mehrere neue Missionsklöster, in deren Regel und Einrichtung die alte Benediktinerregel und Cisterzienserart wieder neu auflebte, während gleichzeitig eine erneute Beschäftigung mit der Lebensbeschreibung und den Tagebüchern Livingstones mir den Beweis gab, daß jene katholische Ordenskultur auch in evangelischem Sinne und Geist fruchtbar sich gestalten und entwickeln ließe. Damit schienen mir für unsre Evangelische Afrikavereinsarbeit, die ja die Grenzgebiete der rein wirtschaftlichen, handelspolitischen Kolonisation und der religiösen, kirchlichen Mission beackern wollte und sollte, die Richtlinien gegeben zu sein. Echte Kolonisation kann nichts andres als Siedlung sein, d. h. die Verpflanzung heimischer und zwar guter Kräfte, lebenskräftiger, edler Glieder des Volkes in das koloniale Neuland; und andrerseits ist es eine allgemeine Erfahrung der Missionsgeschichte, daß auch die Christianisirung eines Volkes nur nachhaltig dauernd da gelingt, wo neben der Wortverkündigung der Einfluß lebendigen Beispiels an christlichen Familien mächtig ist, wo diese gleichsam als stille Ausbreitungsherde christlichen Lebens, christlicher Kultur und Gesittung unter der eingebornen Heidenbevölkerung wirken. So ist, um nur das Nächstliegende zu nennen, Deutschland missionirt und kultivirt; so muß auch in Afrika vorgegangen werden, dafür ist vor allem Livingstone Zeuge, aber nicht minder die Rheinische und Basler Missionserfahrung in Westafrika, und die Geschichte Südafrikas, mit ihrem Fluch und Segen.

Also Männer mit wackerm Herzen, klarem Blick und tüchtiger Hand, das ists, was wir brauchen, und damit ist uns ein Hauptweg gewiesen zum Dienst für christlichen Glauben und wirtschaftliche Arbeit.

Da setzt nun die Aufgabe der deutschen Kolonialschule ein, sie will den jungen Söhnen unsers Volkes den Uebertritt und Weg zu praktischer Kolonialarbeit bahnen, insonderheit aber sie körperlich, geistig und sittlich für die zukünftigen Aufgaben schulen.

Gerade in unsrer gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Entwicklung ist eine solche Anstalt zeitgemäß und berufen, den Zustrom der nachgebornen Söhne unsrer Landwirte und Bauern nach den Großstädten hin und in die bureaukratischen oder gelehrten Berufe teilweis abzulenken und wenigstens etliche dieser jungen Leute der überseeischen Landwirtschaft zuzuführen, um dadurch deutsche Siedlungsgebiete zu stärken, sowie deren Bestand und Zusammenhalt mit dem Mutterlande zu sichern.

Dabei soll die deutsche Kolonialschule unter deutsch-evangelischer Leitung vor allem sein eine P f l a n z s t ä t t e d e u t s c h - n a t i o n a l e r E i g e n a r t u n d c h r i s t l i c h - s i t t l i c h e n G e i s t e s. Aengstliche Gemüter haben gemeint, gerade dieser ideale Gesichtspunkt sei der Stein des Anstoßes bei der praktischen Durchführung des Planes. Da es keine „evangelischen,“ ja nicht einmal „christliche“ Kaffeeplantagen, Viehfarmen oder Gewerbsanlagen gäbe, sei auch eine Kolonialschule nur konfessionslos oder mindestens „simultan“ denkbar. Nun, wir wissen alle, daß z. B. die sehr charakteristisch ausgeprägte Spielart von römisch-katholischen Kaffee- u. s. w. Plantagen u. dgl. leider keineswegs in den überseeischen Kolonialgebieten zu den Seltenheiten gehört; sind doch gerade große Kolonial„helden“ die lautesten Lobredner dieser eigenartigen Kulturblüten gewesen. Man denke ferner nur an das Ideal römischer Missions- und Kulturarbeit, an den Jesuitenstaat Paraguay, da trug Alles, vom Palast des Priesterherrn bis zur Arbeitshacke der besitzlosen Indianer den römischen Stempel; Feldarbeit, Handwerk und Feierabend regelte allein der Wink des Priesters. Und, jeder Kenner der römischen Mission zumal weiß es, dies ist noch heute das Ideal der katholischen Christenheit, ein Ideal, das sie auch — laut Katholikentag — für die europäischen Kulturstaaten erstrebt.

Wir aber glauben nach der allgemeinen Erfahrung der Kulturgeschichte, insonderheit der deutschen Kulturgeschichte dem wirtschaftlichen, nationalen und sittlichen Interesse unsers Volksganzen am besten zu dienen, wenn wir die Anstalt tragen lassen von deutsch-evangelischem Geist und deutsch-evangelischer Opferwilligkeit. Der Betrieb der Anstalt soll so eingerichtet werden, daß sie den weitesten Kreisen unsers Volkes mit ihrer Bildung und Schulung dienen kann; nicht Parteischablone, nicht Engherzigkeit können und dürfen dabei ein Wort mitreden, wenn anders nicht der eigentliche Zweck, Pflanzarbeit für die gesamte deutsche Kulturwelt zu thun, in Frage gestellt werden soll. Niemand jedoch ist erfahrungsmäßig schlechter befähigt, allen guten und berechtigten Anforderungen des Kultur- und Geisteslebens ohne ängstliche Rücksicht und schwächliche Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche der Unduldsamkeit und Parteityrannei Rechnung zu tragen, als die übliche „Simultanität“ oder „Parität.“ Ihr fehlt das feste Rückgrat der eignen Welt- und festen Lebensanschauung, darum ist sie am rücksichtsvollsten gegen die Rücksichtslosen und am strammsten, „schneidigsten“ gegen die Treue im stillen, gegen die selbstlose Arbeit und hingebende Tüchtigkeit. Hingegen hat noch immer der ausgeprägt deutsch-evangelische Geist auch die beste Gewähr dafür geboten, daß ein Werk unbefangen, weitherzig, wahrhaft tüchtig und wahrhaft national, zumal deutsch-national arbeitet.

Darum finden auch in der deutschen Kolonialschule Landwirte, Gärtner, Kaufleute u. s. w. o h n e U n t e r s c h i e d d e r K o n f e s s i o n Aufnahme. Wir an unserm Teil wollen nicht jenen Bestrebungen irgend Vorschub leisten, die dahin gehen, unser Volk in zwei schroff geschiedne Teile auseinander zu reißen, die selbst in die praktische wirtschaftliche und gewerbliche Arbeit des Volkes den kirchenpolitischen Kastengeist hineintragen und schließlich nur noch solche Arbeiten, Anstalten und Gemeinschaften anerkennen, die den Krummstab als einzige Richtschnur auch im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben hinnehmen. Andrerseits konnten und wollten die Gründer der Kolonialschule nicht auf den deutsch-evangelischen Geist der Anstalt verzichten, weil sie mit der Gründung zugleich den Wünschen derer entgegenkommen wollten, die in der Missionsarbeit der Evangelischen Kirche, mit Recht oder Unrecht, die Mitarbeit praktischer, wirtschaftlicher Volkserzieher noch zu sehr vermissen. Sehr viel ist mit Unrecht, mit einem durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Urteil darüber geredet und geschrieben; aber das Bedürfnis nach vermehrter äußerer Hilfe, nach mehr Marthadienst neben dem Mariendienst, nach mehr Arbeits-Anleitung, -Antrieb und -Gelegenheit neben dem Schul-, Predigt- und Pflegedienst ist auf zahlreichen Gebieten unsrer evangelischen Mission nach dem Zeugnis der Missionare selbst und der Missionsfreunde thatsächlich vorhanden. Da nun die bestehenden Missionsanstalten, außer Basel und Hermannsburg, besondre eigne Einrichtungen nicht besitzen, die ihren Missionsanwärtern und Missionaren die Möglichkeit der Vorbildung für die praktischen Bedürfnisse des Lebens im Missionslande bieten, so soll ihnen die Möglichkeit, solch einen praktischen Lehrgang durchzumachen, in der Kolonialschule offen gehalten werden. Die römische Mission hingegen bildet sich auch ihre „Laienbrüder“ nur hinter Klostermauern heran, mithin liegt ein gleiches katholisches Interesse nicht vor, und es brauchte darum in Einrichtung und Betrieb der Anstalt darauf nicht Rücksicht genommen zu werden.

Werfen wir kurz noch einen Blick auf Einrichtung und Lehrplan der Anstalt. Die Deutsche Kolonialschule umfaßt die eigens zu diesem Zweck hergerichtete Domäne Witzenhausen a. d. Werra. Ihre ausgedehnten Gebäude (zum Teil Reste eines alten Klosters) mit neu dazu erworbnen Gärten (Geschenk der Stadt Witzenhausen) grenzen unmittelbar an den Fluß. Das in Hufeisenform gebaute Klostergebäude wird in seinem ältesten Teil völlig neu hergerichtet als Lehr- und Verpflegungsanstalt für zunächst vierzig Schüler. Die Domänen- und hinzugekommnen Pachtländereien ermöglichen den Betrieb vielseitiger Land- und

*) Zu beziehen durch den Schriftführer, Divisionspfarrer Fabarius, Koblenz.

Viehwirtschaft. Handwerkstätten mit Wasserkraftbetrieb, Gärtnerei, Obstplantagen, Weinberge und die umliegenden Staatsforsten bieten weitere Bildungsmittel, und durch Einrichtung eines eignen naturwissenschaftlichen Instituts innerhalb der Anstalt wird auch weitgehenden Ansprüchen an den theoretischen landwirtschaftlichen Unterricht Genüge geleistet. Tabak- und Konservenfabriken in Witzenhausen, die Forstakademie Münden, die Bildungsstätten Kassels (Gewächshäuser und Park von Wilhelmshöhe!) und das landwirtschaftliche Institut in Göttingen, sowie die Universität daselbst ermöglichen in leicht erreichbarer Weise jede wünschenswerte Ergänzung der Bildungsmittel unsrer Anstalt.

Im Lehrplan wird besondres Gewicht auf die praktische Ausbildung gelegt; der theoretische Unterricht fällt vornehmlich in die beiden Winterhalbjahre. Der Unterricht enthält a) Allgemeine Pflanzenbaulehre einschließlich Bodenlehre, Klimalehre und Düngerlehre; Betriebslehre; Buchhaltung; Maschinenlehre; Kulturtechnik (Brückenbau, Wegebau, Wasserbau); spezieller Pflanzenbau; Viehzucht und Molkerei. b) Anbau, Verarbeitung, Verwertung und Preise der tropischen Kulturpflanzen; Anlage von Pflanzungen; Gärtnerei, Obst- und Gemüsezucht; Weinbau; Waldwirtschaft. c) Geologie mit besondrer Berücksichtigung des tropischen Bergbaues; Botanik (Physiologie, Anatomie, Systematik und Pflanzengeographie); Chemie mit praktischen Uebungen; Feldmeßkunde und Planzeichnen, Tropenhygiene; Tierarzneikunde. d) Geschichte und Geographie mit Bezug auf Kolonisation; Völkerkunde; Kultur- und Religionsgeschichte, Missionsgeschichte; Kolonialpolitik und Kolonialverfassung; Völker- und Handelsrecht. e) Sprachen: durch Privatunterricht, wozu Gelegenheit gegeben wird. f) Handwerke: Stellmacherei, Tischlerei, Bootsbau, Zimmerei und Maurerei, Schlosserei und Schmiede, Sattlerei, Bäckerei, Schlächterei u. s. w. g) Praktische Arbeit und Uebungen in Feld-, Garten- und Weinbau, in Waldkultur, in Viehzucht und Molkerei, im Maschinen-, Mühlen- und Wasserkraftsbetrieb. h) Leibesübungen (Sport) aller Art.

Der Lehrgang ist der Regel nach zweijährig, doch sind auch wahlfreie, abgekürzte Kurse zulässig. Die Anstalt*) ist berechnet für Schüler von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Indem sie mit ihren kolonialen und weltwirtschaftlichen Aufgaben zugleich ein Mittelpunkt deutsch-nationaler und deutsch-christlicher überseeischer Interessen werden soll, ist und bleibt ihr Hauptzweck, die jungen Söhne unsers Volkes anzuleiten, draußen mit innerer und äußerer Tüchtigkeit ihren Mann zu stellen und sich zu halten nach dem Wort Livingstones, des großen Menschenfreundes und Afrikaners: Fürchte Gott und arbeite tüchtig!

Fabarius

Hohenzollern am heiligen Grabe

Die Palästinafahrt unsers Kaisers regt dazu an, in der Geschichte des Hohenzollernhauses rückwärts zu gehen und nach Parallelen zu suchen. Dabei kommt uns ein Buch zu Hilfe, das zwar schon 1858 erschienen ist, aber gerade in diesen Tagen neue Bedeutung gewinnt: Geisheim, Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem (Berlin, Duncker). Es soll uns im Folgenden die Wege zeigen.

Wallfahrten nach dem heiligen Lande waren im Ausgang des Mittelalters zur guten Sitte in deutschen Fürstenhäusern geworden. Der Pilgerkatalog, den Röhricht und Meißner in dem trefflichen Buche: „Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Land"**) zusammengestellt haben, zählt eine lange Reihe deutscher Fürsten und reichsfreier Grafen auf, unter denen auch die Hohenzollern nicht fehlen. Die schwäbische Linie stellt zwei, die fränkisch-brandenburgische fünf Palästinapilger.

Beginnen wir mit den schwäbischen Hohenzollern! Dunkel sind die Nachrichten über einen Grafen Friedrich von Zollern, der um 1320 ins heilige Land gezogen und dort gestorben sein soll. Nicht viel mehr wissen wir von der Wallfahrt, die ein andrer Friedrich von Zollern, genannt der Oettinger, im Jahre 1443 nach Palästina unternommen hat. Auch er ist dort erkrankt und am 30. September verschieden; wo? ist unbekannt. Ihn hat wohl die Reue über ein wildes, verfehltes Leben übers Meer zu den heiligen Stätten getrieben, wo so viel Ablaß zu gewinnen war. Nach langer Fehde mit den Brüdern, nach manchem Streit mit den Nachbarn hatte ihn die Reichsacht getroffen. Die Burg Hohenzollern wurde 1423 erobert und zerstört, er selbst in schwerer Haft gehalten, bis es ihm gelang zu entfliehen. Als landflüchtiger Mann trieb er sich lange umher; endlich fand er Gnade. Aber kaum war er wieder in den Besitz seiner Herrschaft gelangt, als er den Pilgerstab ergriff zu jener frommen Fahrt, von der er nicht wiederkehren sollte.

Noch mehr Interesse erwecken die Pilger von der fränkisch-brandenburgischen Linie. Als erster ist zu nennen der Burggraf von Nürnberg Albrecht der Schöne. Er war eine abenteuerliche Heldennatur, wir finden ihn „mit seiner kühnen Rotte" auf allen Schlachtfeldern seiner Zeit, im schottischen Hochland, im Preußenland, in Serbien, in Apulien. Diese Lust am Abenteuer ists wohl auch gewesen, die ihn ins heilige Land geführt hat, wahrscheinlich zwischen 1337 und 1341. Die einzige Kunde über seine Reise bietet uns ein Gedicht des Peter Suchenwirt, das die Heldenthaten des Burggrafen verherrlicht. Dort heißts:

. . . . Darnach was über mer berait
Der Herr mit ganzer innercheit
Und sach das heilig gotes grab.
Dan noch wolt er nicht lassen ab,
Er zogt zu sant Kathreyen,*)
Die müzz sein sele vreyen
Vor immer bernden ungemach;
Ir grab, ir heilig öl er sach;
Dem edlen wart da mehr bechant
Oreb der perk in haiden lant . . . .

Der Dichter berichtet noch, daß Albrecht auch in „Pabilony" gewesen sei, aber das ist wohl eine starke dichterische Uebertreibung Suchenwirts.

Am genauesten sind wir unterrichtet über die Pilgerfahrt, die von dem Brüderpaar Johann und Albrecht (der später „der deutsche Achilles" genannt wurde), den Söhnen des ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollernhaus, im Jahr 1435 unternommen worden ist. Ihr Reisebegleiter und Hofmedikus, der Nürnberger Dr. Hans Lochner, hat eine ausführliche Reisebeschreibung hinterlassen, die wir bei Geisheim abgedruckt finden. Leider ist sein Reisebericht im Vergleich zu vielen andern aus jener Zeit trocken und bietet wenig individuelle Züge. Gewissenhaft referirt er nur über die besuchten Heiligtümer und Reliquien, über die mit ihnen verbundnen Ablässe, über die Legenden und auch über Sagen und Märchen aus Altertum und Mittelalter, die an den berührten Orten spielen; wollen wir ein wirklich anschauliches Bild einer solchen Pilgerfahrt gewinnen, so greifen wir am besten zu dem schon zitirten Buch von Röhricht (vgl. auch das interessante Referat darüber in der Christlichen Welt 1892, Nr. 5, 6, 7).

Ueber den Beweggrund zur Fahrt giebt ein Schreiben des Markgrafen Johann an den Rat der Städte Berlin und Köln vom 25. Februar 1435 Aufschluß. Darin erklärt er, „daß er nach dem Willen seines Vaters eine Ritterfahrt über Meer sich vorgenommen habe." Der Kurfürst wäre wohl gern selbst nach den heiligen Stätten gewallt. Aber Kämpfe und Sorgen um Reich und Land hielten ihn daheim fest; darum sandte er an seiner Statt die Söhne, den vierunddreißigjährigen Johann und den einundzwanzigjährigen Albrecht. In jenem Schreiben teilt Johann außerdem mit, daß er seinen „Hauptmann," den Ritter Hasse von Bredow, zu seinem Statthalter in den Marken während seiner Abwesenheit eingesetzt habe, und erbittet für ihn Gehorsam. Zur Bestreitung der beträchtlichen Reisekosten mußte der junge Fürst Anleihen aufnehmen; so verpfändete er am 25. Februar zu Leipzig dem Grafen von Lindow ein Schloß gegen fünfhundert Schock böhmischer Groschen.

*) Prospekte versendet die Geschäftsstelle (bis April 1899) in Koblenz.

**) Vgl. Christliche Welt 1889, Sp. 1035.

*) Sinaikloster

Am 21. März brach die Reisegesellschaft von Nürnberg auf. Es war ein ganz stattlicher Zug von etwa siebzig Köpfen. Zum eigentlichen Gefolge der Fürsten gehörten fünfzehn Herren vom fränkischen, vogtländischen und märkischen Adel, mehrere Nürnberger Patrizier, darunter der Arzt Hans Lochner, endlich einige Bediente: ein Harnischknecht, zwei Dolmetscher, ein Schneider, ein Barbier und „Leckerhennslein," der Koch. Für diese alle trugen die Fürsten die Kosten. Ihnen hatten sich außerdem angeschlossen Graf Heinrich von Gera, der Erbmarschall Konrad von Pappenheim, einige vom Adel und mehrere Bürger aus Nürnberg und aus der Mark. Wohl erst in Venedig gesellten sich eine Reihe „armer Pilgram" hinzu und zwei Franziskaner, für die Markgraf Johann die Reisekosten bezahlte „umb Gots wiln."

Das nächste Ziel der Landreise war Venedig, denn dort war die beste und häufigste Schiffsgelegenheit nach der Levante. Der Weg dahin führte die Pilgerschar über Regensburg, Salzburg, Villach, durchs Tagliamentothal nach Conegliano. Von da aus erreichte sie am 8. April die herrliche Lagunenstadt. Am 22. April schiffte sich die Reisegesellschaft auf einer Galeone ein, nachdem sie in der Kirche zu St. Georg die Messe gehört hatte. Infolge Unwetters verzögerte sich die Abfahrt bis zum 26. Die Fahrt ging verhältnismäßig schnell von statten. Denn schon am 25. Mai warf das Schiff vor Jaffa den Anker aus. Unterwegs wurden die üblichen Stationen berührt: Zara, Korfu, Modon in Morea, Kandia, Rhodus. An Cypern segelte man vorbei.

Die Pilger durften in Jaffa nicht eher ausgeschifft werden, als bis durch einen Boten des Schiffspatrons das Geleit vom türkischen Statthalter in Jerusalem eingeholt und der Guardian des Franziskanerklosters auf dem Zion benachrichtigt worden war. Merkwürdig rasch, schon am 26. Mai war das Geleit zur Stelle; nun durften die Pilger ans Land. Hier begann für sie eine Reihe von Chikanen, die ihnen den Besuch der heiligen Stätten arg verbitterten. Nach der Landung wurden die Pilger in ein „Gewölbe" getrieben; dort wurden sie gezählt und ihre Namen aufgeschrieben. Dabei haben die Fürsten sicher das strengste Inkognito gewahrt, sonst hätten die Türken sie als gute Beute betrachtet und sie solange gefangen gehalten, bis ein großes Lösegeld für sie erlegt war. Das hatte der Herzog Ludwig von Liegnitz-Brieg im Jahre 1404 zu seinem Schaden erfahren. Ihn mußten die treuen Bürger von Liegnitz aus der Ungläubigen Händen loskaufen. Nach Zahlung eines Tributs von sieben Dukaten wurden den Pilgern Reitesel gestellt. Bei deren Besteigen aber spielte man ihnen übel mit:

Da gesellten sich zu vier oder funff Heyden zusammen und namen do ein und warffen in do von dem Essel unmütterlichen wieder die Erden und setzten in auf ein Essel eins andern. Do kam dann ein parthey und zohe ein pilgram daher, den andern dorther gar wiltlich.

Mit Ingrimm duldeten wohl die ritterlichen Herren solche Schmach, aber schon die Klugheit riet, „Geduld zu haben nach dem Exempel Christi."

Am Abend des 27. Mai gelangten die Wallbrüder nach Ramleh (Rama in den Pilgerbüchern genannt). Dort empfing sie der Guardian vom Zionskloster, hielt ihnen am Sonntag Messe, weihte und absolvirte sie, „und saget in, wie sie sich halten solten."

Am 30. Mai zogen die Pilger in Jerusalem ein, nachdem sie vor der Stadt ihre Schwerter abgegeben hatten. Ihr erster Gang war zur Kirche des heiligen Grabes. Sie wurde von den „Heiden" geschlossen gehalten, darum beschauten sie „den Tempel" knieend nur von außen und küßten die Stelle, wo Christus unter dem Kreuze niedergefallen war. Dann erst begaben sie sich in die Herberge, die ihnen im Johanniterhospital eingeräumt ward „bei den zweyen Consuln, rahtgeben genand, die darinnen wohnen" (jedenfalls den Konsuln von Genua und Venedig).

Am nächsten Tag frühzeitig begann die feierliche Prozession durch die heiligen Stätten unter Anführung des Guardians vom Zionskloster. Durch die Via dolorosa wallten die Pilger nach dem Thal Josaphat und hinauf nach dem Oelberg. In der Himmelfahrtskapelle ward ein Stein mit der Fußspur Jesu gezeigt, „auß demselben fußtrit wir truncken." Dann stiegen sie wieder hinab nach dem Teich Siloah und wanderten an Hakeldama, dem Blutacker vorüber hinauf zum Zionskloster, in dem das Coenaculum*) und die Kapelle der Geistesausgießung die größten Heiligtümer waren. Dort wurden die erschöpften Pilger von den Barfüßern bewirtet und nach dem Spital geleitet. Am Abend sammelten sie sich wieder vor der Grabeskirche. Die Stadtobersten öffneten die Thür, aber schlossen sie auch wieder hinter der Pilgerschar, die nun die ganze Nacht in diesem größten Heiligtum der Christenheit zubringen mußte. Zunächst zog sie in der Kirche unter Gesang der Litanei von einer heiligen Stätte zur andern und gewann den mit jeder verbundnen Ablaß. Um Mitternacht begann in dem engen Raum des heiligen Grabes selbst die feierliche Zeremonie des Ritterschlags. Markgraf Johann, der wohl zuerst selbst vom Guardian die Ritterwürde erhalten hatte, schlug neunundzwanzig Herren seines Gefolges zu Rittern des heiligen Grabes. „Darnach und davor beichtet meniglich und schicketenn sich zu empfahen das Sackarament." Gegen morgen wurden die Pilger wieder aus ihrer nächtlichen Haft entlassen. Nur einmal noch durften sie während ihres achttägigen Aufenthalts in Jerusalem die Grabeskirche besuchen; die übrige Zeit benutzten sie zu Ausritten in die Umgebung; der eine führte sie nach Bethlehem, ins Gebirge Juda zur Geburtsstätte Johannis des Täufers und nach Bethanien, der andre zum Toten Meer und zum Jordan. An der Stelle, wo Johannes taufte, so berichtet Lochner, „in demselben wasser wir uns taufften und darunter dunceten," um vollkommnen Ablaß von Schuld und Pein zu gewinnen. Wegen eines drohenden Ueberfalls durch die Beduinen mußten die Reisenden eilig nach Jerusalem zurückreiten. Dann nahmen sie „Urlaub" von allen heiligen Stätten, hörten noch einmal Messe im Coenaculum, ließen sich „St. Johannis Minne" segnen und tranken sie aus dem Kelch. Am Abend desselben Tags (6. Juni) brachen sie von Jerusalem auf und bestiegen am 8. Juni in Jaffa die Galeone. Die Heimfahrt nahm längere Zeit in Anspruch wegen des Aufenthalts auf Cypern und Rhodus, wo die Fürsten mit allen Ehren aufgenommen und bewirtet wurden. Am 13. August erst lief das Schiff in Venedig ein, und am 25. September ritten die Fürsten wieder in die Thore von Nürnberg; der Rat schenkte jedem als Willkommen einen vergoldeten Becher.

Seinen Brüdern ist im Jahre 1453 Kurfürst Friedrich II. gefolgt. Allerdings wissen wir von seiner Wallfahrt nicht viel mehr, als daß er vor ihrem Antritt in dem Dom zu Brandenburg ein noch erhaltnes Glaubensbekenntnis abgelegt haben soll, und daß er am Montag nach Allerheiligen nach Berlin zurückgekommen ist. Den Beweggrund zur Pilgerfahrt haben wir gewiß nicht bloß im Beispiel der Brüder zu suchen, sondern vor allem in einer gewissen Schwermut, die ihn seit dem frühen Tode seiner Braut erfüllte und eine schwärmerische Religiosität in ihm erzeugt hatte.

Auch der Sohn des Albrecht Achilles, Markgraf Friedrich der Alte von Ansbach-Bayreuth ist dem Vorbild des Vaters und der Oheime gefolgt. Er ist im Jahre 1482 im heiligen Lande gewesen. Leider ist uns auch über diese Reise nähere Kunde nicht überliefert. Nur ein Schriftstück des Bamberger Archivs hat uns einen unerquicklichen Zwischenfall urkundlich erhalten. Der Ritter Ulrich von Weißpriach stellt darin dem Markgrafen ein Attestat aus über einen Injurienhandel mit zwei Adligen seines Gefolges. Der Streit brach aus „umb kurzweil willen, auf der gallein, allß sein gnad des widerwegs der ritterlichen löblichen fart vom heyligen grab des wegs auff dem mer zwischen Rodiß und Candia komen ist, gespilet und deßmals sollichs spils verloren hat." Apel von Seckendorf und Eberhard von Streitberg verweigerten dem Markgrafen die Revanche, so kams zu bitterm Zank, dessen Ausgang wir nicht kennen. Auch dem Markgrafen Friedrich wurde bei seiner Heimkehr vom Nürnberger Rat ein Ehrengeschenk überreicht: „ein Clainot, so gestanden 61 fl, sambt 24 kandel wein."

*) Zimmer der Einsetzung des Abendmahls.

Aus den Zeiten des ausgehenden Mittelalters müssen wir einen Sprung über fast vier Jahrhunderte hinweg thun, ehe wir wieder einen Hohenzollern am heiligen Grabe finden. Im Winter 1842 zu 1843 besuchte Prinz Albrecht, der Bruder Kaiser Wilhelms I., das heilige Land, insbesondre Jerusalem. Und 1869 zog Preußens Kronprinz Friedrich Wilhelm in der heiligen Stadt ein, begeistert begrüßt von ihren Bewohnern, Christen wie Muslimen. Auch unsers Kaisers Jerusalemfahrt wird, wenn nicht alle Erwartungen trügen, einem Triumphzug gleichen. Welch ein Unterschied zwischen heute und jenen Zeiten des Mittelalters, wo unsers Kaisers Vorfahren nur unter Verleugnung ihres Standes und Namens, mannichfach beschimpft und geschmäht, die heiligen Stätten besuchen konnten!

Johannes Neumeister

Aesthetische Randglossen

Es handelt sich um einige Sätze über das Verhältnis der Kunst zur sittlich-religiösen Auffassung der Welt und des Lebens.

1. Ueber tendenziöse Kunst

Eckermann führt (Gespräche, Reclam 1, S. 201) folgendes Urteil Goethes über die „altertümelnde Schule“ der zeitgenössischen Malerei an: Weil sie auf ihrem Wege „in der Kunst selbst keine Stütze haben, so suchen sie solche in der Religion und Partei; denn ohne Beides würden sie in ihrer Schwäche gar nicht bestehen können.“

Goethe tadelt nicht die Wahl religiöser oder patriotischer Stoffe. Er selber hat zu ihnen gegriffen. Man dient aber dem Vaterlande oder Gott dadurch allein noch nicht.

Doch giebt es hier noch eine andre Frage.

Wenn Jemand mir freiwillig einen Dienst zu erweisen unternimmt, so werde ich ihm für den guten Willen auf jeden Fall Dank schulden. Wenn er aber in seines Herzens Ungeschick die Sache so ableistet, daß mir daraus ein Schaden entspringt, so werde ich doch ein Recht haben, mich seiner Diensteifrigkeit wenn möglich zu entziehen, eingedenk der alten Weisheit, daß die ungeschickten Freunde zumeist viel gefährlicher sind als selbst geschickte Feinde, und des tiefsinnigen Gebets: Schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst schützen. Welche Partei, die das nicht schon erfahren hätte! Und nun gar eine solche Sache wie die unsrer Religion! Haben wir denn nicht in diesen Jahren genug Kämpfer für Religion und Sitte erlebt, die unsre Sache unheilvoller blamirt haben, als unsre grimmigsten Feinde es zu thun vermochten? Es ist noch sehr die Frage, wem eine jede Sache und Partei mehr Dank schuldig ist, dem, der ihre Feinde abwehrt, oder dem, der ihre Blamagen zu verhindern und ihre ungeschickten Freunde zu beruhigen sucht.

Auf unsern Fall angewandt: wenn ein Schriftsteller Christ ist, so wird das seiner Person in Zeit und Ewigkeit gut thun, aber Kunstwerke sind seine Schreibereien dadurch noch nicht.

Es lauert hinter diesen Erwägungen eine grundsätzlichere Frage, nämlich die: Ist überhaupt eine tendenziöse Kunst und dementsprechend eine tendenziöse, sogenannte „praktische“ Kunstkritik berechtigt? Ich würde alles Vorhergehende nicht haben schreiben können, wenn ich diese Frage überhaupt verneinte. Es steht nämlich fest, daß auch der größte Künstler Mensch ist, und Mensch sein heißt, in sich selbst Tendenz sein, meistenteils sogar: ein Haufe von Tendenzen sein. Wäre dem nicht so, so gäbe es keine sittlichen Fragen. Es giebt aber im Grunde nur zwei sittliche Fragen. Die eine: Bist du ein Chaos oder ein Organismus von Tendenzen? Die zweite: Welches ist — falls du Organismus von Tendenzen, d. h. „Geist“ bist, deine herrschende Tendenz? Dazu kommen dann die beiden im engern Sinne religiösen Fragen, in denen es sich um die Kraft einerseits und andrerseits um die Weite der Tendenz handelt, dermaßen, daß zwar Vieles Religion heißt, für uns aber nur die Spannung der Tendenzen in Betracht kommt, die schlechthin mit der Ewigkeit rechnet, und nur die Frömmigkeit, die in einem kräftigen Bewußtsein der Ewigkeit in aller Zeit ruht.

Also eine tendenziöse Kunst ist nicht nur berechtigt, sondern es giebt kaum eine andre. Und jedenfalls will ich die Beobachtung nicht unterdrücken, daß gerade die Schreier für Tendenzlosigkeit allermeist selbst die wütendsten Tendenzbären sind. Was sie meinen, ist auch gar nicht, daß man von der Tendenz überhaupt loskommen solle, sondern sie wollen nur die Tendenz los werden, die ihnen nicht behagt; desto stärker legen sie sich für die ihre ins Zeug.

Die Frage ist überhaupt eine andre.

Jede wahre Kunst schafft mit einer Art Naturgewalt, also ähnlich wie die Natur selbst. Der Unterschied ist nur, daß die Natur uns in ihren Einzelschöpfungen wie blind und unbewußt berührt, widersprechend, zufällig. Der Dichter dagegen als Mensch ist Tendenz und Bewußtsein. Je mehr er trotzdem wie blind und zufällig, wie unbewußt und widerspruchsvoll ein einzelnes Stück Wirklichkeit doch durch seinen Geist, d. h. durch sein tendenziöses Bewußtsein hindurchsehen und hinstellen kann, um so reiner künstlerisch berührt er. Dabei kann die Tendenz eine ganz scharf und hart betonte sein, aber sie hat so seine ganze künstlerische Seele gefaßt, daß sie wie instinktiv wirkt, daß der Hörer mit Grausen sich dem Fluten und Strömen einer unentwirrbaren Wirklichkeit ausgeliefert sieht. Der Künstler kann z. B. christlicher Prediger sein — ich denke an Kierkegaard; wenn seine Sache in ihm Instinkt und Natur geworden ist, so kann ihm die Rede zu einem Feuer werden, das ihn selbst verzehrt. Es kann geschehen, daß er selbst wie seine Hörer voll Knirschen des Entsetzens unter dem Hauch, unter dem Schlagen der Flügel bebt, die er gelöst hat. Es braucht nicht immer verzehrende Leidenschaft zu sein, es giebt eine Stille der Seele von solch überwältigender Glut, daß sie bezwingt und hinreißt wie jenes Summen in der stillen Sommerluft, das einen Menschen, der es hören kann, zum Narren Gottes zu machen vermag. Es giebt eine Kraft zusammengefaßtester, zuchtvollster Männlichkeit, die, sicherlich durch und durch tendenziös, doch so berührt, wie das Walten eines eisernen Naturgesetzes. In alle dem also ist Tendenz; aber die Kunst darin ist, daß es als Natur und zwar gerade wie bewußtlose blindwirkende aber eben unentrinnbare Natur und Wirklichkeit auftritt.

Dieser Kunst, deren Träger übrigens Christen, Atheisten oder sonst einer Religion oder Unreligion Bekenner, Ernste oder Leichtsinnige, Große oder Kleine sein können, tritt gegenüber die Pseudokunst, deren Träger ebenso verschieden untereinander sind. Sie unterscheidet sich durch Nichts von der wirklichen Kunst, als durch dies Eine, daß, was dort Natur und Instinkt geworden ist, in ihr Absicht, Befehl, Berechnung ist. Wie gesagt, der Sache nach kann ebensowohl etwa die Emanzipation des Fleisches in ihr missioniren als auch christlichste Bekehrungswut. Aber ich glaube allerdings, daß zu den charakteristischen Merkmalen der Krisis des Christentums auch das gehört, daß es so verschwindend wenig wirkliche Kunstwerke giebt, die christlichen Geist atmen. Unter dem, was gewöhnlich als „christliche Litteratur“ auftritt, ist das Meiste so augenscheinlich auf die Absicht hin berechnet, daß man vor Draht und Drähtchen, Stiften und Stiftchen kaum noch die Sachen entdeckt. Dagegen hilft natürlich nur eine verschärfte Strenge.

2. Ueber die praktische Kritik

Ich brauche hier nicht von der sogenannten Atelierkritik zu sprechen. Sie ist selbstverständlich sehr wichtig, besonders für den Künstler selbst; wenn sie geschickt gehandhabt wird, kann sie auch für den Laien im höchsten Maße interessant und wertvoll werden. Sie beschäftigt sich mit dem Technischen des Kunstwerks.

Wichtiger noch als diese technisch-praktische Kritik ist das, was man im engern Sinne Kunstkritik nennen muß, die Erledigung der Frage, ob das Kunstwerk überhaupt ein Kunstwerk ist, das heißt, ob es die Forderung erfüllt, wie Natur und Wirklichkeit zu wirken, oder ob gar das, wodurch es sich empfiehlt, vielleicht nur oberflächliche Geister in Entzücken setzen kann, wie „daß sie sich kriegen“ oder auch bekehren. Hierüber der vorige Abschnitt.

Aber giebt es davon abgesehen noch eine Kritik? Ist eine Tendenzkritik, eine „praktische" Kritik berechtigt?

Man sagt doch — und ich habe es vorhin nur bestätigen können —: die Kunst muß frei schaffen wie die Natur. Hiervon darf kein Tüttelchen abgelassen werden. Es wäre zum Schaden nicht nur der Kunst, auch der Sittlichkeit und der Religion zumal. Aber gerade darum ist eine „praktische," eine tendenziöse Kritik nicht nur erlaubt, sondern nötig. Es kommt darauf an, wem die Kritik dienen soll, dem Künstler oder dem Laien, und dann fernerhin welchen Laien.

Eine Kritik, die allein dem Künstler dienen soll, kann sich freilich außer mit den technischen Fragen nur noch mit der Frage befassen, inwiefern das Kunstwerk Naturwert hat.

Ganz etwas Andres ist es mit einer Kritik für Laien.

Also der Künstler wirkt wie die freiwirkende Natur? Sehr schön. Aber wie wirkt denn die freiwirkende Natur? Sie schafft neben dem Apfelbaum auch die Tollkirsche, und neben dem Pfefferling den Fliegenpilz; und mindestens farbenprächtiger ist der Fliegenpilz als der Pfefferling. Wir verlangen nicht, daß der Naturkritiker die Pilze in eßbare und giftige teilen soll, bewahre! Aber so interessant uns die Einsicht in die innere Struktur der Pilze ist, nach der allein der Naturkritiker einteilt, wichtiger für das tägliche Leben ist die praktische Teilung in eßbare und giftige Pilze. Je mehr wir anerkennen, daß die Kunst „frei wie die Natur" wirkt, um so wichtiger ist für uns eine „praktische" Kritik, eine Giftkritik der Kunstwerke.

Im eminenten Sinne praktische, tendenziöse Kritik und darum im eminenten Sinne wichtig und verantwortlich ist die sogenannte „christliche" Kritik, z. B. auch die Kunstkritik unsers Blattes. Der Fehler der gewöhnlichen „christlichen" Kunstkritik ist einerseits, daß sie offenbare Kunstwerke nicht als solche anerkennt, vielleicht gar mit albernen Witzeleien bedient, und andrerseits, daß sie Papierblumen für Natur ansieht, wenn sie nur „christlich" gebunden sind. Beides ist im höchsten Grade gefährlich.

Es ist aber dadurch so gefährlich, daß es gerade die Ernstesten, Gerechtesten und Unterrichtetsten, alle die, die künstlerisches Verständnis haben, am sichersten der Sache der Religion entfremdet.

So ist diese für uns höchst genierliche Kunstkritik der christlichen Zeitungen denn daran schuld, daß in unsern feiner und tiefer empfindenden Kreisen die Anschauung Boden gewinnt, die jedes wirkliche Kunstwerk ohne weiteres aller Messung an sittlichen Maßstäben entnommen wissen will. Und doch kann ich nicht anders sagen, als daß dieser Verzicht auf ein sittlich-religiöses Urteil über ein großes und wichtiges Gebiet unsrer Kultur im Grunde weichlich und feige ist. Wir haben Kunstwerke, über deren ästhetischen Wert keine Frage sein kann, und die wir doch mit aller Entschiedenheit ablehnen müssen. Es giebt unter den Rembrandtschen Radirungen einige, die die obscönsten Situationen darstellen. Sie werden sicherlich meisterhaft sein. Trotzdem gestehe ich, daß ich für meine Person, als ich vor Jahren — es war übrigens vor Rembrandt dem Erzieher — den Niederländer studirte, diese Blätter aus Gründen der Selbstzucht beiseite gelegt habe. Trotzdem habe ich damals für mich selbst es durchaus abgelehnt, aus der Thatsache solcher Leistungen einen schnellen Rückschluß auf den sittlichen Charakter des Künstlers zu ziehen. Ich glaube, daß der künstlerische Genius denn doch erheblich anders organisirt ist, als unsre Spießbürger annehmen. Ich würde auch so vorsichtig sein, nicht so leicht ein Absolutheit beanspruchendes Sittenurteil zu fällen. Ich kann mir eine Dichtung denken, die mit leidenschaftlich betonter Tendenz die Emanzipation des Fleisches oder etwa auch nihilistische Denkungsart vertritt. Sollte ich ihr darum den Kunstwert abstreiten? Das kann doch nur schaden, das kann doch nur dazu führen, daß man auch die berechtigten Bedenken, die ich geltend zu machen habe, übersieht. Vor ihrer Lektüre aber werde ich allerdings warnen.

Man bemerkt vielleicht, daß gerade die „praktische" Beurteilung der Kunstwerke ungemein viel Takt erfordert. Es sind so viele widersprechende Rücksichten gegen einander abzuwägen! Tolstois Kreutzersonate empfiehlt mit einer grandiosen Kraft

asketische Ideale, die ich nicht herrschen sehen möchte. Dennoch halte ich die Förderung für größer als die Schädigung. Ibsen predigt oft eine Verzweiflung, daß man fürchten möchte, er könne für jedes kräftige Streben nur hinderlich wirken. Aber den düstern Ernst, der in seinen Schöpfungen weht, durchempfunden zu haben, möchte ich doch lieber an- als abraten.

3. Einige Schwierigkeiten

Ich will mich nicht in Beispielen verlieren. Ich möchte aber an der Hand eines modernen Buches noch auf Einiges aufmerksam machen, das mir geeignet scheint, die Schwierigkeit der Sache noch etwas näher zu beleuchten. Das Buch ist das Kretzersche „Das Gesicht Christi." Ich selbst habe es ausführlich in der Theologischen Rundschau besprochen. In der Christlichen Welt hat ihm Paul Goehre ein feuriges — verdientes — Lob gespendet (vergl. Nr. 11 dieses Jahrgangs).

Ich wähle das Buch, weil eine vorurteilsfreie Würdigung gerade dieser Dichtung für unsre Kreise und vielleicht in erhöhtem Maße für die Theologen unter uns mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Daß es ein Kunstwerk ist, scheint mir unbestreitbar, vielleicht kein sehr feinnerviges, aber Feinnervigkeit ist kein Maßstab für die Frage, ob etwas Kunst ist oder nicht.

Ob dagegen seine Lektüre wünschenswert und also zu empfehlen ist, das ist damit noch nicht gesagt.

Der Dichter schildert das Leben einer Menschenschicht, deren Verhältnisse, Gewohnheiten, Anschauungen uns innerlich ganz fremd sind; besonders auch, was diesen fürchterlichen Zusammenhang mit der Halbwelt betrifft, der dort freilich immer noch sittlicherer Art ist, als der der obern Schichten mit ihr — nämlich Blutbande. Manches, was uns unnatürlich anmutet, ist es dort leider nicht. Und so ist nicht entfernt daran zu denken, daß man Kretzers Buch mit ungemischter Freude begrüßen könnte. Er ärgert uns unausgesetzt mit Motiven, als mit natürlich wirksamen, die uns durchschnittlich in ihrer Gemeinheit doch fremd sind. Eine andre Frage ist nun aber erstens, ob nicht vielleicht unser Gewinn an Kenntnis von Lebensverhältnissen und Charakteren den sittlichen Ekel, der uns dabei bedroht, übertrifft.

Man kann aber noch einen ganz andern Gesichtspunkt geltend machen; vielleicht setze ich mich mit dem Folgenden zu Manchen in Widerspruch, die mir sonst Recht zu geben geneigt sind. Ich will auch nicht sagen, daß es sich mir hier um Ueberzeugungen handelt. Aber es sind Fragen, deren Verhandlung mir nicht unwichtig erscheint. Die Meisten nämlich werden bei solchen Werken wie dem Kretzerschen geneigt sein, deren Lektüre nur solchen Kreisen zu empfehlen, die — gerade auch sittlich — besonders hochstehen, sodaß die Gefahr für die Befleckung der Phantasie mit unreinen Bildern nicht mitspricht. Dieser Gesichtspunkt ist wichtig, und ich für mein Teil möchte davon absehen, das Buch z. B. jungen Leuten in der Zeit der ersten Reife in die Hand zu geben.

Etwas Andres ist die Frage, ob es nicht gerade in jenen Sphären, aus deren intimer Beobachtung es herausgewachsen ist, in viel höherm Grade, als wir glauben möchten, nach der idealen Seite zu wirken geeignet ist. Denn was unsre Phantasie bedroht, weil es auffällt und beschäftigt, ist dort vielzusehr alltägliche Gegenwart, als daß es überhaupt anders mitspricht als um den Eindruck des wahrheitgemäß Gesehenen zu verstärken, dadurch aber das ebenso realistisch gezeichnete Bild des Mannes, der das Gesicht Christi mit sich herumträgt, zu betonen und in das schärfste Licht zu rücken. Kretzer ist vielleicht für jene Klassen, aus denen er hervorgegangen ist — er ist bekanntlich von Haus aus Fabrikarbeiter —, in viel vollkommnerer Weise Volksschriftsteller als Manche, die für uns anheimelnder, weil uns näher stehend und deshalb zurückhaltender, das sittliche Niveau ihres Publikums zeichnen.

Ich glaube, daß wir hier ebenso wenig geradeaus urteilen können, als etwa fremdländischen Dichtern oder Künstlern früherer Epochen gegenüber. Es würde etwas Schönes herauskommen, wenn wir Dürersche Holzschnitte oder Danteische Dichtungen aus unsrer ersten geraden Empfindung heraus beurteilen

wollten. Es gehören mehr oder weniger starke Uebersetzungen dazu. Und auch solche Werke wie das Kretzersche werden wir vielleicht nur mit einer sitten- und kulturgeschichtlichen Anempfindung an den Standpunkt seines Publikums würdigen können.

Dazu kommt noch ein Andres, und hier habe ich nun über Dinge zu sprechen, die schwer zu verhandeln sind, und deren Besprechung jedenfalls feinere Ohren erfordert.

Unsre Kreise, die überwiegend entweder direkt theologisch oder doch theologisch beeinflußt und interessirt sind, haben eine ganz bestimmte sittliche Haltung und sind dazu erzogen. Es wird überhaupt in vielerlei Sittlichkeiten gelebt — natürlich! —, aber ich brauche für meinen Zweck nur einiges Wenige zu sagen, das in keiner Weise weder Ideal noch Kritik, noch überhaupt ein Urteil, sondern nur die thatsächliche Wirklichkeit geben soll. Der Theologe empfindet die Sittlichkeit vorwiegend in der Befolgung von Gesetzen. Er empfindet — von Natur — gesetzlich. Schon die Pflicht, auf einer Schaubühne zu leben, bringt das ohne weiteres mit sich. Ich behaupte mit aller Bestimmtheit, daß es so ist. Der Theologe erlebt seine Versuchungen sowohl als seine Sünden in andrer Richtung als andre Stände. Was in andern Ständen nicht zwar für normal aber doch für natürlich und in gewissem Maße für selbstverständlich gilt, für das, wovon man sagt: „wir sind allzumal Sünder," das gilt uns als ganz unnatürlich, durchaus schmutzig und gemein, während umgekehrt das, was unter Theologen nicht zwar als normal, aber als recht entschuldbar angesehen wird, nämlich Geschraubtheit des Empfindungslebens, Unwahrhaftigkeit des Ausdrucks u. dgl. dort als ganz heuchlerisch und widernatürlich empfunden wird. Eine gewisse Gebundenheit und eine recht entwickelte Korrektheit, besonders auch im Verkehr der beiden Geschlechter, zeichnet — kann man sagen — diesen Stand und die ihm nahestehenden oder von ihm beeinflußten Kreise aus.

Daraus folgt nun für die Betrachtung und Beurteilung von Kunstwerken nach der einen Seite, daß Vieles, was an philosophischen oder religiösen Sätzen für Andre erbaulich und erhebend sein kann — z. B. der stark religiöse und höchst ernste Schopenhauersche Atheismus —, für diese Kreise quälend, verwirrend ist und damit natürlich auch ästhetisch anders wirkt. Oft ist es derselbe Mensch, der für eine heidnische Schilderung aus wirklich heidnischer, z. B. altgriechischer Feder das reinste Entzücken zeigt, und der ein durch und durch christlich empfundnes Stimmungslied leidenschaftlich ablehnt, nur weil eine Wendung ihm den abweichenden Standpunkt verrät.

Aehnlich liegt es nun im Falle des Sittenbildes. Auf die uns nahestehenden Kreise wirkt manche Schilderung, z. B. des Kretzerschen Buches, als wüst und gemein, die ein für anders empfindende Gruppen stark fühlbares immanentes Sittenurteil enthält. Uns verbarg es der oft geradezu physisch wirkende Ekel.

Alle diese Dinge stellen ebenso viele große Schwierigkeiten für gerecht abwägende „praktische," speziell also auch für die „christliche" Kritik dar. Manches Kunstwerk, das auf uns ethisch unangenehm wirkt, kann in seinem eigentlichen Milieu, im Zusammenhang des Lebens der Menschenklassen, denen es zugehört, entweder ethisch ganz gleichgiltig oder sogar wie das Kretzersche Buch — soviel ich vermuten kann — geradezu erhebend und reinigend wirken.

Ich glaube, daß auch die christliche Kunstkritik darauf Rücksicht nehmen muß. Ich glaube, daß der „christliche" Kritiker mindestens imstande sein muß, mit einer gewissen sitten- und kulturgeschichtlichen oder sozialethischen Anempfindung an den Standpunkt seines Publikums zu schätzen. Dieser Gesichtspunkt ist uns ja ganz geläufig gegenüber Werken zeitlich vergangner oder auch örtlich weit entfernter Kulturen, z. B. der chinesischen. Daß aber auch die räumlich und zeitlich geschlossene Gegenwart, z. B. die deutsche, am Ausgang unsers Jahrhunderts in sehr verschiednen Kulturgebieten und -epochen lebt, wird selten praktisch gewürdigt.

4. Christliche Kunstkritik

Eine praktische Litteraturkritik vom christlichen Standpunkte aus ist den meisten von uns bekannt: die Vilmarsche Litteraturgeschichte. Was ich über sie sagen will, sage ich aus der Erinnerung. Ich habe sie nicht zur Hand, aber gut im Gedächtnis. Ich verdanke ihr sehr viel. Scherer hat bekanntlich ein sehr wegwerfendes Urteil über sie gefällt; mit Recht, sofern Vilmar vorgab, eine Litteraturgeschichte geschrieben zu haben; mit Unrecht, sofern Scherer über diese falsche Ueberschrift, über diesen falschen Anspruch hätte hinwegsehen sollen. Er hätte dann merken können, daß dem alten grimmigen Kampfhahn ein sehr kräftiges zugleich und feines Empfinden für das Echte und Kernhaltende zur Seite stand. Ich weiß ja nicht, wie Vilmar über die zeitgenössische Kunst geurteilt hätte; seine „Litteraturgeschichte" schloß er mit Goethes Tode; und über die Vergangenheit ist es leichter gerecht zu sein! Indessen, soweit er aus seinem Buche zu uns spricht, möchte ich annehmen, daß er das, was sich heute in unsern kirchlichen Zeitungen als christliche Kritik breitmacht, böse angefahren hätte. Denn diese Sorte Kritik ist durch und durch bestechlich, und das wohlfeil.

Sie arbeitet für eine Religion, die von Worten satt wird. Wer an eine geistig kostspieligere Lebenshaltung in Sachen sowohl der Kunst als der Religion gewöhnt ist, wird sich nach einer andern Kritik umsehen müssen.*) Aber wenn uns von jener Seite zugerufen wird, daß wir Fremdlinge im Lande der christlichen Dichtung seien, so wollen wir **darum** nicht verzagen, sondern, was wenigstens **dieser** christlichen Dichter Land und das ihrer verleumdungssüchtigen Schildträger angeht, antworten: Gott gebe es.

Bonus

Verschiedenes

Rechte und Pflichten der Kritik. Von C. E. Rasius. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898. Geb. 3,20 Mk.

Die klar und gut geschriebnen Ausführungen des Verfassers wird man mit dem Vergnügen lesen, das man stets gegenüber einem Menschen empfindet, der sich die Freiheit nimmt, selbst zu denken und den Tagesmeinungen und Tagesvorurteilen das Recht einer selbständigen Persönlichkeit entgegenzusetzen. Die Grundanschauung des Verfassers ist die scharfe Unterscheidung von Wissen und Glauben und die vollkommen richtige Einsicht, wie eng umgrenzt genau betrachtet das Gebiet **des Wissens** ist, das jeden Zweifel ausschließt und daher mit den angeblichen Forderungen des Glaubens keinen Kompromiß eingehen kann. Was der Verfasser in diesem Teile seiner Schrift über den Begriff der Kausalität, des Naturgesetzes, und über das Wunder sagt, scheint mir auch für die Theologen sehr beachtenswert zu sein. Seine Ausführungen wirken apologetisch eben deshalb, weil sie durchaus ohne apologetische Absicht geschrieben sind.

Wenn aber in jeder Weltanschauung, ja in jedem zusammenhängenden Denken, das die Sphäre des mathematisch Gewissen überschreitet, notwendig Elemente des Glaubens mit exaktem Wissen gemischt sind, so versteht man nicht, wie der Verfasser dazu kommt, die Kritik in der Weise zu beschränken, daß ihr nur die Aufdeckung von Denkfehlern und Widersprüchen erlaubt sein soll. Die Kritik ist ja nicht die Arbeit eines Schulmeisters, der den ihm vorgelegten Aufsatz mit roten Strichen und Kreuzen versieht. Sie ist vielmehr nur eine Seite des menschlichen Denkens und daher wie dieses notwendigerweise sowohl Glauben als Wissen. Es hat deshalb eigentlich keinen Sinn, über Recht und Pflicht der Kritik zu sprechen. Das Recht, fremde Gedanken zu kritisiren geht so weit wie das Recht eignen Denkens. Vernünftigerweise kann man nur über Wert und Unwert der Kritik handeln. Der Wert aber der Kritik wird bestimmt durch den Wert des Kritikers. Je größer dieser ist, um so weniger wird er sich in die von dem Verfasser gezognen Schranken fügen.

Aus der Beschränkung des Kritikers auf die Aufdeckung von Denkfehlern folgert der Verfasser mit Recht, daß eine ästhetische Kritik, eine Gesamtwürdigung eines Kunstwerks nach seinem geistigen Gehalt und

---

*) In der Täglichen Rundschau fand vor einiger Zeit ein lebhafter Meinungsaustausch statt über Geschmacksbildung im Volke, besonders auch im Landvolke. Natürlich wurde dabei des öftern auch der Pfarrhäuser gedacht. In der That: was könnten wir Landpfarrer hier leisten! Aber dann müßten wir uns vor allem selbst erst in eine gute ästhetische Zucht geben. Man möge mir gestatten, eine Empfehlung zu wiederholen, die ich Februar d. J. für die Theologische Rundschau schrieb (erschienen im Septemberheft). Von allen ästhetisch-kritischen Zeitschriften, die mir vorgelegen haben, kann meiner Meinung nach nur der **Kunstwart**, von **Ferdinand Avenarius** herausgegeben, in Frage kommen, ein sehr vornehmes und zugleich schneidiges Blatt, das über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste gleichmäßig ausführliche und ernste Rundschau hält. Es erscheint vierzehntägig für den geringen Preis von 2,50 Mark vierteljährlich. Verlag von Callwey in München. [Der Kunstwart ist von andrer Seite unsern Lesern in Nr. 46 des Jahrganges 1897 warm empfohlen worden.]

seiner Technik, überhaupt nicht möglich ist, weil dabei der Kritiker notwendigerweise seine Subjektivität walten lassen muß. Aber auch hier muß man sagen, daß es eben auf den Wert dieser Subjektivität ankommt. Die moderne Theaterkritik in den Feuilletons unsrer Tagesblätter unterscheidet sich von Lessings Dramaturgie nicht etwa durch ein geringeres Maß von Objektivität. Welcher Kritiker wäre je subjektiver, leidenschaftlicher, rücksichtsloser gewesen als Lessing? Die Forderung des Verfassers, daß der ästhetische Kritiker subjektive Urteile nur in streng subjektiver Form zum Ausdruck bringe, daß er „die Gefühle andrer Individuen nicht verletze und in keiner Weise durch sein eignes Urteil das ästhetische Urteil Andrer zu beeinflussen suche," ist mit der Verurteilung aller ästhetischen Kritik gleichbedeutend.

Natürlich hat die gewaltsame Einschränkung der Kritik vor allem auf dem Gebiete der Ethik die merkwürdigsten Konsequenzen. Hier schreckt der Verfasser nicht davor zurück, den Unterschied von Gut und Böse prinzipiell zu verwerfen. Es giebt nach ihm nur ein göttliches Gesetz, das Gesetz der Wahrheit, nur eine Tugend, die Wahrhaftigkeit. So gern man dem, was der Verfasser darüber sagt, zustimmt, so giebt es doch zahlreiche ethische Fragen, die uns das Leben aufdrängt, und die aus dem Gesichtspunkt der Wahrhaftigkeit nicht beantwortet werden können. Ethische Kritik ist die Kritik, die unbedingt Jeder üben muß, weil sie von dem Wirken und Handeln in dieser Welt unzertrennlich ist. Und so verschieden die Menschen über Gut und Böse urteilen, so stimmen sie doch in der Anerkennung, daß es einen solchen Unterschied giebt, überein. Daß es uns Menschen nicht zusteht, ein Gesamturteil über Persönlichkeiten zu fällen, schließt die Notwendigkeit nicht aus, fremde Handlungen wie eigne zu kritisiren. Daß allerdings die ethischen Ueberzeugungen, aus denen die ethische Kritik hervorgeht, zum allergrößten Teile dem Gebiet des Glaubens angehören und nicht dem des Wissens, wird Niemand bestreiten. Aber dies beweist nicht die Unzulässigkeit ethischer Kritik, sondern nur die Unmöglichkeit einer Beschränkung des kritischen Denkens auf die Aufdeckung von Denkfehlern. Friedrich Curtius

Deutsche Lyrik von Heute und Morgen. Von Alexander Tille. Mit einem Bild von Nietzsche und einer geschichtlichen Einleitung. Leipzig, Naumann, 1896. LXXVII, 183 S. 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

Dies Buch ist noch immer eine treffliche Einführung in die moderne Lyrik. Als Motto könnte eine Stelle aus dem leider fehlenden Gedichte „Frühling" von Arno Holz (vergleiche Jungdeutschland, herausgegeben von Wilhelm Arent. Thiel, Friedenau und Leipzig. Zweite Aufl. 1886) die Titelseite schmücken:

> Ins Waldversteck verirrt sie sich nur selten [meine Muse],
> Die blaue Blume ist ihr längst verblüht;
> Doch zieht die Ahnung neugeborner Welten
> Ihr süßer als ein Märchen durchs Gemüt.
> Zur Armut tritt sie hin und zählt die Groschen,
> Ihr rotes Banner pflanzt sie in den Streit,
> An ihr Herz schlägt das große Herz der Zeit,
> Und aller Weltschmerz scheint ihr abgedroschen.

Die lange Einleitung entwirft ein Bild von der Entwicklung, die Tille in der deutschen Lyrik von den Klassikern bis auf die Gegenwart findet. Darwin und Nietzsche sind ihm die Helden und Führer der Zeit. Zwar macht er uns mit allen, auch den andersgearteten Größen der modernen Lyrik bekannt, so weit der Raum es eben zuläßt, aber seine Absicht ist, zu zeigen, wie die Lyrik an dem Bau der neuen Weltanschauung zimmert; der neuen Weltanschauung, von der Conradi sagt: „Daseinsfreude . . . türmet die Quadern des mächtigen Baus." Freilich bleibt es bei einem allgemeinen Streben; denn die „Religion der Liebe," d. h. der Sinnlichkeit, die Männer wie Dehmel und Große predigen, ist glücklicherweise nicht das Ideal der ganzen Sammlung. Gerade Conradi ist sich seines bloßen Tastens bewußt, er klagt: „Was ich geträumt: sie [die Nachkommen] geben ihm Gestalt — ich aber werde bald vergessen." Das Christentum erscheint diesen Männern als Gegensatz zur Daseinsfreude, als Religion der Askese — könnte man ihnen zeigen, daß es eben die Kraft und das Leben erweckt, nach dem sie mit allen Fasern ihres Herzens verlangen!

Die Auswahl ist geschickt getroffen. Sie enthält nur wenig, das Andersdenkende direkt verletzen und abstoßen könnte. Ist das eine Folge des leitenden Gesichtspunktes — Lyrik nicht von Heute nur, sondern auch von Morgen! —, oder hat kluge Politik ihre Hand im Spiele? Jedenfalls scheint mir das Bild der heutigen Lyrik etwas nach der Lichtseite verschoben. Dankenswert sind auch die Notizen, die Tille am Schluß über das Leben und die Werke der in dem Büchlein vertretnen Dichter giebt, sowie die zur weitergehenden Lektüre ladenden Quellenangaben bei den einzelnen Gedichten. St

Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper von Maurer. Zweite Auflage. Herborn, Nassauischer Kolportageverein, 1897. 1,50 Mk.

Der Verfasser selbst sagt von diesen Bibelstunden: „Die Auslegung ist der Art, daß jedes Gemeindeglied sie verstehen kann. Der Theologe wird jedoch die wissenschaftliche Grundlage nicht vermissen." In der That ist das Büchlein auch in dieser Beziehung nicht ohne selbständigen Wert. Natürlich wird manche Exegese von Andern bestritten werden; ja die Auslegung, die Maurer z. B. von Phil. 1, 15 ff. und 3, 15 giebt, sollte überhaupt nicht mehr möglich sein. Aber der Hauptzweck seiner Arbeit war ein praktischer, nämlich zur Erbauung des einzelnen Christen und zu nüchterner Einführung in den Schriftinhalt zu dienen. „Solche Einführung, sagt der Verfasser wiederum selbst, ist ein gutes Mittel, um vor einseitigen Strömungen zu bewahren und das Glaubensleben allseitig zu fördern. Es giebt viele gute Erbauungsbücher. Aber die Schrift selbst ist das beste Erbauungsbuch, und eine einfache Auslegung, wie sie hier versucht wird, lehrt sie als solches erfolgreich zu gebrauchen." C Clemen

Oberkonsistorialpräsident D. Adolf von Stählin. Ein Lebensbild mit einem Anhang von Predigten und Reden herausgegeben von Dr. Otto Stählin. München, Beck, 1898. 2 Mk.

Den zahlreichen Verehrern des trefflichen Mannes, der durch vierzehn Jahre (1883—1897) an der Spitze der bayrischen Landeskirche stand, wird es willkommen sein, daß der Neffe des am 4. Mai 1897 Verstorbnen einen von ihm für die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung verfaßten Nekrolog in erweiterter Form herausgegeben und dem biographischen Teil einen Anhang ausgewählter Predigten und Reden beigefügt hat. Wir empfehlen das frisch und anziehend, dabei ohne Schönfärberei geschriebne Lebensbild der Aufmerksamkeit unsrer Leser. Ein prächtiges Bild Stählins, aus dessen Augen Geist und Güte leuchten, ziert das Büchlein. Krüger

Zu dem heutigen Beiblatt der Herren Greiner und Pfeiffer. Unsrer heutigen Nummer liegt eine Besprechung der Grotthußschen Erzählung „Der Segen der Sünde" bei. Die Verlagshandlung der Herren Greiner und Pfeiffer in Stuttgart hat sich nicht davon abhalten lassen, uns mit diesem Beiblatt zu bedenken, obwohl sie davon in Kenntnis gesetzt war, daß die Redaktion unsers Blattes nur unter der Bedingung darein willigen konnte, daß sie zu diesem seltenen Vorgang nicht zu schweigen habe; denn die Beilage enthält nichts andres als eine Gegenkritik einer in unsern Spalten erschienenen Kritik.

Wir bitten unsre Leser, den Artikel noch einmal nachzulesen, den unser verehrter Mitarbeiter, Herr Pfarrer Bonus, in Nr. 19 über den „Segen der Sünde" geschrieben hat. Wir bitten damit zu vergleichen, was Herr Pfarrer Johannes Quandt im Haag darüber zu schreiben sich veranlaßt gesehen hat: der Artikel ist zunächst im „Volk" erschienen und in der heutigen Beilage wörtlich abgedruckt.

Ausdrücklich hat unsre Besprechung ein ästhetisches Urteil abgegeben. Und in ästhetischen Dingen gehen die Ansichten noch leichter auseinander als in religiösen. Als was aber versucht Herr Pastor Quandt unsre Besprechung ins Unrecht zu setzen? Als einen Angriff des Pseudochristentums auf den christlichen Geist der Grotthußschen Dichtung!

Ueber die ästhetischen Grundsätze, von denen unser Freund Bonus sich in seinem Urteil hat leiten lassen, spricht er sich in unsrer heutigen Nummer ausführlich aus. Sie sind in allen wesentlichen Stücken die der Leitung unsers Blattes und werden es bleiben. Wir möchten nur, daß sie von allen unsern Mitarbeitern gleich ernst und bewußt gehandhabt würden. Verwandte Gedanken hat Hermann Oeser ausgesprochen in der Christoterpe vom Jahre 1897 und Heinrich Steinhausen in unserm Blatt, Nr. 1—3 des Jahrgangs 1896. Ich selbst in meinem Aufsatz „Religion und Kunst" in dem Büchlein: „Die Religion im modernen Geistesleben."

Es trifft sich gegenüber der Quandtschen Antikritik gut, daß Bonus in dem beanstandeten Artikel den sternenklaren Beweis der Unparteilichkeit seines ästhetischen Gewissens geleistet hat, indem er beiläufig ein andres Buch völlig verschiednen christlich-theologischen Inhalts mit der gleichen Ablehnung bedacht hat. Bei einigem guten Willen hätte der Herr Antikritiker also die Motive der Bonusschen Kritik recht wohl begreifen können. Von Andern sind sie erkannt worden, und ich kann nur versichern, daß der Bonussche Artikel gerade gegenüber der sonst versagenden und irreführenden Beurteilung des Grotthußschen Buches wärmste Anerkennung gefunden hat. Wir sind stolz darauf, ihn gebracht zu haben.

Was aber den „christlichen Inhalt" der Erzählung anlangt, die Doktor Günther beim Glase Wein seinen Freunden zum Besten giebt, so hat der uns, wie ausdrücklich festgestellt sei, in Nr. 19 überhaupt nicht beschäftigt. Gegen den Gedanken, daß Gott auch Sünde segnen könne, hatten wir um so weniger Ursache, uns zu sträuben, als wir selbst ihn einst dem Nachdenken unsrer Leser zugemutet haben. Vgl. Jahrgang 1894, Nr. 2, 3, 5, 8: Subjektivismus, und: Soll man Gott auch für die Sünde danken? In Nr. 33 ist dann gelegentlich von andrer geschätzter Seite auch noch gegen den christlichen Inhalt des Buches Einspruch erhoben worden. Dieser schien uns so wohl begründet, daß wir ihn hier noch einmal wiederholen:

„Als ich jüngst den Segen der Sünde von Grotthuß gelesen hatte, mußte ich vollen Herzens dem Urteil beistimmen, das unser Freund Bonus in der Christlichen Welt allen Lobeserhebungen zum Trotz so freimütig scharf ausgesprochen hat. Aber ich fand noch mehr daran zu rügen. Nicht nur die künstlerische, novellistische Seite ist schwach. Größer noch fand ich die Mängel auf seiten des christlich-sittlichen Gehaltes. Das Christentum des Helden der Geschichte, wie es sich schließlich darstellt, ist doch ein sehr äußerliches, eine angenommne Ueberzeugung, für deren Wahrheit er eintritt, kaum mehr. Und das, was ihm »Segen« gewesen sein soll, ihm vom Materialismus und Atheismus zur christlichen Lebensanschauung hinübergeholfen hat, ist nicht ein einmaliger und dann tiefbereuter Fehltritt, sondern — jedem christlichen Gefühl ins Angesicht schlagend — ein mit vollem Bewußtsein gewähltes, lang fortgesetztes Leben niedrigster und gemeinster Art, das man mit Worten gar nicht schildern kann. Aus diesem Sumpf arbeitet sich der »Held« außerordentlich rasch und leicht heraus, um dann seinen Freunden bei einem geselligen Abend seine grauenvolle Vergangenheit mit nahezu cynischer Offenheit zu schildern." R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt besondrer Meldung.

Heute Mittag 1 Uhr nahm der Herr nach nur zweijähriger Ehe meinen heißgeliebten Mann, den

Königlichen Superintendenten
und Pfarrer der neustädtischen Kirche in Thorn
Ferdinand Hänel

im Alter von 38 Jahren nach fünfwöchigem schweren Leiden in Sein Reich.

Im tiefsten Schmerze zeigt dies mit ihren beiden Kindern, auch im Namen der tiefgebeugten Mutter an

Thorn, den 8. Oktober 1898. **Maria Hänel, geb. Strauß.**

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn** in **Berlin W. 66.**
Wilhelmstrasse 90.

Soeben erschien:

Die
Evangelische Erlöser-Kirche
in Jerusalem.

Von
F. Adler,
Wirklicher Geheimer Ober-Baurat.

(Erweiterter Sonderdruck aus dem Centralblatt der Bauverwaltung.)

Mit 4 Abbildungen.

gr. 8°. **Preis 1,20 Mark.**

Aus berufenster Feder liegt hier die Geschichte des Baues der evangelischen Erlöserkirche in Jerusalem vor, deren nahe bevorstehende Einweihung in Gegenwart unseres erlauchten Herrscherpaares die Blicke der gesamten christlichen Welt nach der Stelle lenkt, wo über den Ruinen der Johanniterbauten aus den ersten Kreuzzügen sich jetzt das neue evangelische Gotteshaus erhebt. Der Verfasser, Herr Wirklicher Geheimer Oberbaurat F. Adler, Professor an der Königlichen Technischen Hochschule in Charlottenburg, legte im Sommer 1872 an Allerhöchster Stelle die ersten Entwurfsskizzen vor — in diesem, mit Abbildungen und Grundrissen ausgestatteten Heft ist es ihm vergönnt gewesen, über die Fortschritte und endliche Vollendung des Baues berichten zu können. Den Teilnehmern an den Reisen nach Jerusalem dürfte diese hochinteressante Schrift willkommen sein.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Die Entwickelung der katholischen Kirche
im neunzehnten Jahrhundert.

Vorträge
von
Dr. **Karl Sell,**
Professor der Theologie in Bonn.

8. 1898. M. 1.50. In Skytogen geb. M. 2.—.

Christliche Erziehung und gründliche Nachhilfe erhalten Gymnasiasten oder Realschüler bei einem Oberlehrer. Anfragen unter **H. O. W.** durch die Expedition dieses Blattes.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt
der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Helle,** Meran.

Portrait- Vergrösserungen nach jeder Photogr. in künstl. Ausführung. 1/2 Lebensgr. v. Mk. 8.50 an. Verlangen Sie Prosp. **Gebr. Schmidt, Kunsthdl., Hannover I.**

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, **Altargemälde** u. s. w.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidung, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend 1,50 M. — **Ornate.**

Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

Die **Buchhandlung des Nassauischen Colportage-vereins zu Herborn,** Bezirk Wiesbaden, sucht mehrere Exemplare zu kaufen von:

Biblia oder die ganze heilige Schrift nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, **erklärt von etlichen reinen Theologen** und bittet um Preisangabe.

Christrosen Reich illustrierte, vorzügl. Jugendschriften Farbige Vollbilder, 32 Seiten, jedes Heft 10 Pfg. Partieen billiger. Neue Serie erschienen **M. HOLLAND, STUTTGART.**

Bei dem neuen allgemeinen Interesse für
Jerusalem und Palästina
empfehle aus meinem Verlag:

Joseph, J., Alphäus von Nazareth. Galiläische Bilder und Sitten zur Zeit Jesu Christi. 72 S. 8°. Geh. 80 ₰. — Lwd. 1 ℳ 40 ₰.

Zimmermann, Dr. **Karl, Karten und Pläne zur Topographie des alten Jerusalem.** 4 Tafeln in Folio mit Begleitschrift. 40 S. *In Mappe 3 ℳ 20 ₰.

Inhalt: Taf. I. Terrainkarte von Jerusalem und Umgebung vor der Besiedelung, nach dem Entwurf von Baurat C. Schick daselbst. — Taf. II. Terrainkarte des heutigen Jerusalem und Umgebung nach Major Ch. W. Wilsons Aufnahme (1864—1865). — Taf. III. Durchschnittsprofile zu den Terrainkarten I und II. — Taf. IV. Restaurierte Stadtpläne des alten Jerusalem.

* Der frühere Preis war 8 ℳ.

Basel, Oktober 1898.
P. Kober, C. F. Spittler's Nachf.

Schönstes Festgeschenk!

Thorwaldsen:
Einladender Christus.

Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36 20 10 7,50 3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl.
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Antiquar. Katalog XXXII
Theologie u. Verwandtes
enthalt., ist erschien. Bitte zu verlangen.
Hugo Rothers Buchhdlg.
(Martin Warneck)
Berlin W 9. **Linkstr. 4.**

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in
Cigarren
u. **Rauchtabaken**
hält sich die
Tabak-Industrie
der Berl. Stadtmission
Berlin SW.,
Johanniterstr. 6,
bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.
Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

Planinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 70.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2
vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Palästina.

Geographie des alten Palästina.

Von

D. F. Buhl,

Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen.

Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina.

8. 1896. M. 6.60. Gebunden M. 7.60.

Hebräische Archäologie.

Von

Dr. J. Benzinger,

Stadtpfarrer in Neuenstadt a. K.

Mit 152 Abbildungen im Text, Plan des alten Jerusalem und Karte von Palästina.

8. 1894. M. 10.—. Gebunden M. 11.20.

Über Buhl schreibt die Theologische Literaturzeitung: „Das erste Werk, das die Geographie des heiligen Landes zusammenfassend in streng wissenschaftlicher Weise behandelt.“

Petermanns Mitteilungen: „Die Darstellung bleibt stets anziehend durch Klarheit, kritische Schärfe, vollkommene Herrschaft über den Stoff, stellenweise belebt durch Erinnerung an Reiseeindrücke des Verfassers, der Palästina aus eigener Anschauung kennt.“

Über Benzinger urteilt die Kritik: Das Buch ist zugleich ein ebenso belehrendes wie fesselndes Lesebuch. Wir können es als das zur Zeit beste Handbuch der Archäologie angelegentlichst empfehlen.“ Theolog. Literaturzeitung.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die Religion im modernen Geistesleben.

Mit einem Anhang:

Ueber das Märchen von den drei Ringen.

Von

D. **M. Rade,**

Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1898. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Neuigkeit 1898:

Jerusalem

Rundblick vom Turme der Erlöserkirche

Originalphotographien als Leporelloalbum.

8 Blatt 16×22 cm 10 ℳ
11 Blatt 18×32 cm 20 ℳ

Prospekte kostenlos.

Kunstverlag Bruno Hentschel, Leipzig, Roßstr. 9

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Seit 1897 erschienen nachstehende

Hefte zur Christlichen Welt:

Nr. 26.
Sind wir noch Christen?
Von **P. Chapuis,**
Pfarrer und Professor in Chexbres-Lausanne.
Preis 50 Pfg.

Nr. 27.
Wellhausen.
Von Lic. **J. Meinhold,**
Professor der Theologie in Bonn.
Preis 60 Pfg.

Nr. 28.
Die neueren Bemühungen um Wiedervereinigung der christlichen Kirchen.
Von D. **G. Krüger,**
Professor der Theologie in Gießen
Preis 60 Pfg.

Nr. 29.
Wider die Perikopen.
Von Lic. Dr. **M. Schian,**
Pfarrer in Dalkau (Schlesien).
Preis 60 Pfg.

Nr. 30.
Kant's Bedeutung für den Protestantismus.
Von Dr. **Katzer,**
Pastor primarius in Löbau in Sachsen.
Preis 75 Pfg.

Nr. 31.
Christentum und Entwicklungsgedanke.
Von D. **Max Reischle,**
Professor der Theologie in Halle a. S.
Preis 60 Pfg.

Nr. 32.
Ueber die Bedeutung der Auferstehung Jesu für die Urgemeinde und für uns.
Von Lic. **Samuel Eck,**
Pfarrer in Rumpenheim.
Preis 60 Pfg.

Nr. 33.
Die Auferstehungsberichte und ihr Wert.
Von D. **Friedrich Loofs,**
Professor der Theologie in Halle a. S.
Preis 60 Pfg.

Nr. 34/35.
Der moderne Mensch und das Christentum.
Skizzen und Vorarbeiten
I
Von **Arthur Bonus, Adolf Perino und Martin Schian.**
Preis 75 Pfg.

Nr. 36.
Das Abendmahl im Neuen Testament.
Von **Albert Eichhorn,**
Professor der Theologie in Halle a. S.
Preis 40 Pfg.

Für Heft 1 bis 25 zusammen tritt bei gleichzeitiger Subscription auf die Hefte 26 und folgende ein ermäßigter Preis von M. 6.— statt M. 10.30 ein.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Demnächst beginnt zu erscheinen:

Die Apokryphen u. Pseudepigraphen des Alten Testaments

in Verbindung mit

Lic. **Beer**, Professor **Blass** und Lic. **Clemen** in Halle, Professor **Deissmann** in Heidelberg, Cand. **Fuchs** in Strassburg, Professor **Gunkel** in Berlin, Professor **Guthe** in Leipzig, Professor **Kamphausen** in Bonn, Professor **Kittel** in Leipzig, Dr. **Littmann** in Oldenburg, Professor **Löhr** in Breslau, Professor **Rothstein** in Halle, Professor **Ryssel** in Zürich, Lic. Pastor **Schnapp** in Dortmund, Professor **Siegfried** in Jena, Dr. **Wendland** in Charlottenburg

übersetzt und herausgegeben von

E. Kautzsch,

Professor der Theologie in Halle.

Das Werk wird in 24 bis 30 Lieferungen zum Preise von je 50 Pf. ausgegeben, auf welche eine **Subskription** eröffnet wird. Lieferung 1 und 2 werden einzeln, von den übrigen Lieferungen je mehrere zusammen in **einem** Umschlage ausgegeben. Das Erscheinen des Werkes spätestens innerhalb Jahresfrist ist gesichert. Festsetzung eines erhöhten Ladenpreises nach Schluss der Subskription behalte ich mir vor.

Die Übersetzung schliesst sich dem von Herrn Professor Kautzsch herausgegebenen Bibelwerk „Die heilige Schrift des Alten Testaments“ in Format und Satzeinrichtung an und strebt, wie dieses, eine richtige Wiedergabe des zu Grunde gelegten Textes in einem durchaus verständlichen heutigen Deutsch an. Ueber das Bedürfnis einer solchen Uebersetzung herrscht nur eine Stimme.

Die den einzelnen Büchern vorausgeschickten **Einleitungen,** sowie zahlreiche **Anmerkungen** unter dem Text werden dem Werk voraussichtlich den Wert eines gedrängten **Kommentars zu den Apokryphen und Pseudepigraphen** verleihen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart und Alfred Janssen in Leipzig. Wer diese Beilagen nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, sie im Interesse exakter Expedition bei dem Verlage der „Christlichen Welt,“ Leipzig, Querstr. 21, zu reklamieren.